Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 15 **Marburg i. H., den 10. April** **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Ich glaube keinen Tod — Ulrich Zwingli und seine Bedeutung für die Gegenwart. Schluß — Autorität und Autonomie. Friedrich Wilhelm Foerster und Johannes Müller. Erste Hälfte — Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland. Erstes Stück — Verschiedenes: Wiltfeber der ewige Deutsche (Burte); Auch eine Kirchenkonferenz zur Alkoholnot; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Ich glaube keinen Tod

Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. 1. Joh. 3, 2.

Der Begründer der Psychophysik, Fechner, hat einmal von der zweifachen Entbindung des Lebens gesprochen, die der Mensch durchzumachen hat. Das Kind im Mutterleibe hat ein deutliches, bestimmtes Leben; aber es ist ganz gebunden an das Leben der Mutter und ganz ohne Ahnung von dem, was seiner wartet, wenn es zum Licht geboren wird. Mit der ersten Entbindung bricht eine neue Phase des Lebens an, viel freier und reicher als in der Gebundenheit an das mütterliche Leben, und doch wahrhaftig gebunden genug, eingeschnürt durch dunkle und schwere Gewalten, die ihre Macht behaupten, bis die zweite große, schmerzenreiche Entbindung anbricht, die wir Tod nennen, und das Leben endlich frei wird von den Bleigewichten und Klammern der Sinnlichkeit, die es quälten und niederhielten. Und nun erst ist das wirkliche Leben da, von dem wir hier, so lange wir vor dem Vorhang sitzen, keine Vorstellung haben **können**, weil es grade so und noch viel mehr über unser Begreifen geht, wie dem Kinde im Mutterleibe die Vorstellung von dem Lichte des bewußten Lebens versagt ist.

Das sind Gedanken eines Naturforschers zu dem Worte: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ Sie verstärken den Zweifel, ob dieses Dahingehen und Verzehrtwerden „zwischen Sünden, Sorgen und Särgen“ wirklich den Namen „Leben“ verdient. Wenn die Sonne sich in einer Regenwasserpfütze spiegelt, zeigen wir wohl hin und sagen: „Sieh da, die Sonne!“ Aber die Sonne ist doch etwas ganz Andres, als was da in der Pfütze zu sehen ist. Auch dieses kümmerliche Dasein auf dem armen Planeten soll doch wohl nur eine Ahnung geben, Sehnsucht wecken nach dem Leben selber. Und manchmal bricht die Ahnung mit Seufzen hervor, wenn ein Mensch unter dem Druck der Freudlosigkeit seines Daseins ausruft: „Das ist ja kein Leben!“ — Es ist wirklich keins.

Aber wir stünden hier mit blassen Möglichkeiten, wenn nicht die höhere Wirklichkeit des Lebens hineingeblitzt hätte in dieses geschichtliche Dasein. Da, wo sie eingeschlagen hat, hat sie die Gewißheit entzündet: „Wir sind Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden …“

* * *

War es nicht Menschenart, was in des Menschen Sohn erschienen ist? Die Antwort hängt davon ab, ob wir merken, daß er, obwohl ganz unsres Gleichen, in seiner Art doch himmelweit von unsrer inneren Art verschieden war. „Himmelweit“ — denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Mein Wille geschehe! — das ist die Melodie unsres „Himmelreichs“. Daß er in Gottes Willen den Himmel sah, das ist sein Leben gewesen, — ist das Menschenart, so weit wir an uns und Andern das genus humanum kennen?

Weil Gottes Wille ganz und frei in ihn einströmen und ihn durchströmen konnte; weil Gott in dem Gekreuzigten war, darum waren das große Narren, die da meinten, der lebendige Gott werde sich durch Judenhaß und Römermacht und Galgentod aufhalten lassen. Durch das Todesleid wurde das verborgene gottgeeinte Leben des Menschensohnes entbunden zu der königlichen Freiheit, von der uns sein heimliches und mächtiges Wirken in der Menschengeschichte eine Ahnung schenkt. Darum darf Angelus Silesius sagen — und wir dürfen es lernen:

Tod ist ein selig Ding: je kräftiger er ist,
Je herrlicher daraus das Leben wird erkiest.

*

Kein Tod ist herrlicher, als der ein Leben bringt,
Kein Leben edler als das, was dem Tod entspringt.

*

Ich glaube keinen Tod: sterb ich gleich alle Stunden,
So hab ich jedes Mal ein besser Leben funden.

P J

Ulrich Zwingli und seine Bedeutung für die Gegenwart

2

Und endlich: auch die **Persönlichkeit** Zwinglis hat unter der scharfen Lupe der Geschichtsforschung sich Aenderungen gefallen lassen müssen. Wir haben erkannt, daß sein Lobpreis vielfach **Parteiinteressen** entsprang, hatten die Stimmen seiner Gegner zu leicht gewogen und die Stimmen seiner Freunde zu schwer. Zwar der Strick, den man Zwingli von katholischer Seite hat drehen wollen mit dem Nachweis, er sei schon in Wien als junger Student wegen grober Unsittlichkeit von der Universität „exkludiert“ worden, trägt das Gewicht nicht, das man an ihn hängen will. Exkludiert wurde Zwingli, das steht fest, aber wir wissen nicht, weshalb, auf Unsittlichkeit deutet nichts, es kann sich um einen harmlosen studentischen Handel drehen, und jedenfalls ist Zwingli schon nach etwa einem Jahre aufs neue zur Einschreibung in das Album der Wiener Universität zugelassen worden. Aber eine wieder entdeckte Chronik eines Gegners Zwinglis zeigt ihn uns im Jahre 1529 als einen Mann, der mit stärkster Leidenschaft zum Kriege treibt, der vor dem Rate weint und mit seinem Wegzuge von Zürich droht, wenn man seiner Kriegspolitik nicht folgt. Und die bekannten fleischlichen Vergehen Zwinglis in Glarus und Einsiedeln bleiben ein nicht wegzuwischender Flecken auf seinem Bilde; vor allem der Brief, in dem er seinen Fehltritt zu entschuldigen sucht, als er sich um die Leutpriesterstelle in Zürich bewarb, ist zu leicht

für die Schwere der Schuld: in das Gewand humanistischen Witzes kleidet er seine Rechtfertigung! Derartiges wäre bei Luther ganz unmöglich; und wenn der deutsche Reformator 1525 mitten unter den furchtbaren Stürmen des Bauernkrieges die entsprungene Nonne Katharina von Bora heiratete, in dem wundervollen Trotze: „ich hoffe, die Engel lachen und alle Teufel weinen, der Herr lebt, und er, der in uns ist, ist größer denn der, welcher in der Welt ist" — so fällt gegen diese verwegen-mutige Tat die Geheimhaltung der Ehe Zwinglis mit der Witwe Anna Meyer von Knonau bis zu dem Momente, da es nicht mehr länger geht, sichtlich ab und setzt sich fast dem Verdachte der Feigheit aus, da die bei Zwingli vorliegenden bürgerlichen Schwierigkeiten doch den Vergleich mit dem Sturme, den Luthers Ehe hervorrief, nicht aushalten können. Ueberhaupt Luther und Zwingli: wird der schweizerische Reformator nicht klein gegenüber dem Riesen? scheint Zwingli, der als Politiker auch Diplomat war, nicht die mitreißende, unvergängliche Wucht und unerschütterliche Glaubensstärke des Reformators von Wittenberg zu fehlen?

Ich denke, es wird klar geworden sein: die Frage: Hat Zwingli unserer Zeit noch etwas zu sagen? ist keine müßige, sondern eine sehr ernste. Es tauchte Zweifel über Zweifel auf, und soviel ist jedenfalls klar: der ganze Zwingli ohne jeden Abzug paßt in die Gegenwart nicht mehr hinein; in den Stücken, die wir berührten, geben wir ihn ehrlicher Weise preis. Nun aber fragt es sich, ob diesen Stücken nicht andere gegenüberstehen, in denen wir ihn festhalten, mit Ueberzeugung festhalten, und ob das Gewicht dieser so gewonnenen Stücke stark genug ist, eine Reformationsfeier zu tragen.

Wert hat für unser Leben nur das, was ihm Wert gibt. Alles Andere ist wertlos. Des Lebens Wert aber setzt sich zusammen zur Weltanschauung, und ihre tragenden Stützpfeiler sind Religion und Sitte. So werden wir auf diesen beiden Gebieten die Bedeutung Zwinglis für die Gegenwart, wenn sie vorhanden sein soll, suchen müssen. Aber der Quellen, aus denen Religion und Sitte gespeist werden können, sind viele und verschiedenartige, und Eines schickt sich hier nicht für Alle. Nur meine ich, dem Schweizer liegt näher als manchem Anderen der Weg, durch die Natur hindurch Religion und Sittlichkeit zu gewinnen. Wer nur einmal auf hochragender Bergesspitze gestanden hat, tief unter sich die Stätten der Menschenkinder mit ihrem Elend und ihrer Plage, der fühlt doch gerade in der felsigen und eisigen Einsamkeit, daß die Gottheit nahe sei. Gerade hier nun aber reicht Zwingli uns die Hand. Seine heimatliche Hütte in Wildhaus im Toggenburgischen lag inmitten der Alpenwelt, und schon Zwinglis erster Biograph, sein Freund Oswald Myconius, hat 1536 fein und sinnig bemerkt, daß die Nähe des Himmels Zwingli auch der Gottheit näher gebracht und das Gottähnliche in seinem Wesen, das man an ihm hervorleuchten sah, in ihm geweckt habe. Hinter dem Gehöfte erheben sich die schneebedeckten Gipfel des Säntis, im Süden schaut man die zackigen Häupter der Kurfirsten, und im Osten grüßen die Spitzen der Vorarlberger Alpen — das Ganze macht einen ungemein großartigen und erhebenden Eindruck. Abschätzen natürlich im Einzelnen läßt sich der Einfluß der Heimat nicht, aber bodenständig ist Zwingli sicher gewesen, und wie das ganze Schweizervolk hat auch er aus den Bergen Kraft und Freiheitssinn gezogen. So wie Luther zeitlebens der Bergmannssohn geblieben ist, so Zwingli der Sohn der freien Berge. Und das feine Naturgefühl, das ihm eigen ist, wurde in den heimatlichen Bergen geboren. Es gehört zu seinem Wesen und drängt heraus an Stellen, wo man es gar nicht erwartet. Man sieht den Knaben, wie er auf den Berghalden umherklettert oder im Walde streift, wenn er uns erzählt, wie das Murmeltier einen Posten ausstellt, der durch seinen Pfiff die Heerde warnt, oder wie das Eichhörnchen ein Holzstück benutzt, um auf ihm sitzend den Bach zu überqueren. Und als er dem Könige von Frankreich und den neuen humanistischen Freunden, die er dort gewonnen hat, in seinem „Kommentar von der wahren und falschen Religion" die schwierige Frage von der Schöpfung klar machen will, da gewinnt das große Schöpfungsgemälde unwillkürlich schweizerische Farben. „Gott sprach: es werde Licht!, und es ward Licht. Und er sprach weiter: die Erde lasse keimen grünendes Kraut und fruchtbaren Samen. Und so geschah es. Schau doch, wie hier die rohe Erdmasse auf den ersten Befehl ihres Schöpfers ein fröhliches Antlitz bekam! Gott wollte die Erde nicht nackt und häßlich den Augen der Menschen ausgesetzt wissen, so befahl er, daß sie sich mit Grün kleide, mit Bäumen schmücke, damit sie den Lebewesen aller Art eine gastliche Stätte sein könne" — unwillkürlich schaut man ein Bild aus den Bergen, grüne Matten, die den kahlen nackten Gipfeln etwas Freundlichkeit geben und zur gastlichen Rast einladen. Oder als Zwingli sich den Bericht der Evangelien vom Aufruhr der Natur bei Jesu Sterben veranschaulichen will, insbesondere das Aufspringen der Gräber, stellt er sich die gewaltige Bewegung vor wie ein Zusammenkrachen hoher Bergesgipfel, sodaß die Erde in ihren Fundamenten erbebt. Sofort aber merkt man, daß dem Reformator dieses lebhafte und feine Naturgefühl im Dienste der Religion steht, wie das bei Luther auch der Fall war. Namentlich den Gedanken von der göttlichen Vorsehung hat Zwingli gerne aus der Natur klar zu machen gesucht. Und hier ist er nicht veraltet. Es gab freilich eine Zeit, da man das glaubte, da die Natur und mit ihr der Mensch zur bloßen Maschine ohne Ziel und Zweck herabsank, aber diese Zeit ist überwunden, immer deutlicher arbeitet sich in der gegenwärtigen Naturwissenschaft die Anschauung von der Zweckmäßigkeit der Natur heraus, und damit wird Raum für den Glauben an Gott in der Natur, an die Vorsehung, und damit werden Zwinglis Gedanken darüber neu lebendig.

Und wurde, wie wir hörten, der Grund zu seiner warmen und frommen Naturbetrachtung in der Jugend gelegt, so hat er selbst bekannt: „denn mir von Kindheit an zuwider gewesen ist, wo man von unserem Vaterlande übel geredet hat; bei Gott, all mein Tag von Kind auf habe ich Liebe gehabt so groß und stark gegen einer frommen Eidgenossenschaft, daß ich in meinen jungen Tagen mich des fleißig gebraucht habe in allerlei Künsten und Klugheiten, um ihr zu dienen." Am Ende seines Lebens aber, da er tot auf dem Kappeler Schlachtfelde lag, ist ein alter Priester von Zug, ein ehemaliger Amtsbruder Zwinglis vom Fraumünster, hinzugetreten und hat die aus Feindesmund doppelt edlen Worte gesprochen: „Wie du auch des Glaubens halber gewesen, so weiß ich, daß du ein guter Eidgenosse gewesen bist." So umrahmt sein ganzes Leben der Patriotismus. Sollte er aber wirklich nur Strohfeuer gewesen sein, rasch emporflammend, aber ebenso rasch wieder verglimmend? Zwingli ist unterlegen bei Kappel und seine Politik ist damit vernichtet worden, das ist gar nicht zu leugnen; aber hat er darum vergebens gelebt, und ist sein Werk heute gänzlich tot? Das wäre doch nur dann richtig, wenn nach der Kappeler Schlacht Alles wieder so geworden wäre, wie es vor Zwinglis Auftreten gewesen war, und wenn Patriotismus und die Form der Betätigung des Patriotismus zusammenfielen. Das Eine aber ist so wenig der Fall wie das Andere. Untergegangen ist der Gedanke der protestantischen Schweiz, aber geblieben ist, was doch diesem Gedanken zu Grunde lag, das schweizerische Solidaritäts- und Einheitsgefühl. Man muß sich doch klar machen, daß Zwinglis Gewaltpolitik — denn das ist sie gewesen — der Cantönlipolitik, wie man spottend sagt, aufs schärfste entgegengetreten ist; den Mangel an festen, einheitlichen Zielen, das ewige Dreinreden der verschiedenen Orte mit den verschiedenartigsten Interessen unter dem verhängnisvollen Einflusse des Auslandes hat er doch beseitigen wollen zu Gunsten eines schweizerischen Einheitsstaates, der seine Ziele selbständig aufstellt und verfolgt. Das sind Bestrebungen, die ganz in der Richtung der Gegenwart liegen, die immer mehr darauf ausgeht, bei aller Wahrung der Selbständigkeit der Einzelkantone die Einheit des Bundesstaates auszubauen und das Schweizervolk zur geschlossenen Eidgenossenschaft zu erziehen. Und Zürich — es bleibt doch eine Tatsache, es ist durch Zwingli groß geworden, der Reformator hat es auf eine neue Bahn der Entwicklung gesetzt. Gewiß waren Ansätze schon im Mittelalter vorhanden, speziell auch auf kirchenpolitischem Gebiete, die staatliche Hoheit über die Kirche war angebahnt, er stand auch nicht allein, sondern innerhalb einer größeren Strömung, aber

er ist doch der führende Heros geworden, und ohne ihn wäre es nicht so gekommen, wie es geworden ist, schon weil das Hereinwerfen des religiösen Momentes in die politische Entwicklung seine alleinige Tat ist. Zürich in der Reformationszeit ist Ulrich Zwingli, damit sagt man nicht zu viel. Die Stellung Zürichs damals ist eine glänzende gewesen, in der Eidgenossenschaft und darüber hinaus; es ist der Führer gewesen für eine große und starke Richtung innerhalb der Reformationsgeschichte: Basel unter Oekolampad, Bern unter Haller und die kleineren protestantischen eidgenössischen Orte gehen ganz im Schlepptau Zürichs, aber stellenweise auch Straßburg unter Bucer und Capito, Konstanz unter den Gebrüdern Blarer. Und dieses ganze weit verzweigte Netz konzentriert sich um Zwingli, er hebt und trägt das Alles; ein Blick in seine überreiche Korrespondenz zeigt ihn als den wundersamen Webemeister, der mit einem Schlage tausend Fäden regt. Da schwirrt es nur so durcheinander von Fragen, hochaktuelle Politik wechselt mit Literaturberichten oder intimen freundschaftlichen Details, aber Zwingli bewältigt das Alles in wunderbarer Energie. Gewiß hat Zürich nach den Zeiten Zwinglis Wandel und Wechsel genug durchgemacht, aber die Gegenwart ruht doch deutlich genug auf der Vergangenheit: das Zürich von heute wäre nicht das, was es ist, ohne die Bahnbrecherarbeit des Reformators — diesen Platz kann ihm Niemand streitig machen. Es handelt sich nicht nur um eine Aenderung des gottesdienstlichen Lebens, die Abschüttelung des päpstlichen Joches, die Entfernung der Heiligenbilder aus der Kirche und den energischen Rückgriff auf altevangelische Institutionen gegenüber dem angeschwemmten Wuste kirchlicher Ueberlieferung, nein, wenn die Freunde in den Briefen mit Stolz hinweisen auf „deine wiedergeborene Kirche“, so ist diese „wiedergeborene Kirche“ mehr als das, was wir heute unter „Kirche“ verstehen, es ist das gesamte Staat und Kirche umfassende christliche Gemeinschaftswesen in Zürich, das sich als christliches weiß und ein solches sein will. Das hat Zwingli neu geschaffen. Diese Energie des christlichen Gemeinwesens hat Zürich vor Zwingli nicht besessen; es ist eine Gottesherrschaft, eine Theokratie damals in Zürich eingerichtet gewesen, ganz ähnlich wie in Genf unter Calvin; Staat und Kirche waren so zur Einheit gekommen, daß die Kirche sich in den staatlichen Schutz begab, der Staat aber die Verpflichtung eines christlichen Regimentes übernahm. Gewiß empfinden wir heute, wo wir, wenn auch langsam so doch stetig dem Ziele der Trennung von Staat und Kirche entgegengehen, diese politische Gottesherrschaft zunächst als unmodern, wir würden sie auch nicht mehr zurückrufen wollen; aber sie ist ein entscheidender Durchgangspunkt gewesen innerhalb der Entwicklung der Zürcherischen Verfassungsgeschichte, sie hat die Freiheit vom bischöflich-konstanzischen Regimente ein für alle Mal begründet und damit die moderne Zürcherische Staatsentwicklung überhaupt erst ermöglicht, wie die Reformation überhaupt allenthalben durch diese Freiheit von der Papstgewalt der politischen Freiheit eine Gasse bahnte. Der neue Bund zwischen Staat und Kirche war lange nicht so fest wie der alte, und die Verselbständigung des Staates von der kirchlichen Leitung hätte sich nicht so schnell vollziehen können, wenn nicht Zwingli, ganz andersartig als es im Mittelalter Brauch war, das göttliche Recht der Obrigkeit betont und ihre Machtbefugnis damit gesteigert hätte. Es war ein Vertrauensbeweis, wie ihn das Mittelalter nicht hätte geben können, wenn Zwingli die Leitung des christlichen Gemeinwesens in der Obrigkeit Hand legte. Er band sie freilich an das Bibelwort und er hat, wie Luther, das ganze staatliche Gefüge nur als einen Notbehelf angesehen, solange die ganze Menschheit noch nicht christlich sei, denn ein wahrer Christ habe eine Obrigkeit überhaupt nicht nötig. Aber diese Gebundenheit bedeutete gegenüber der Vergangenheit doch eine Freiheit, weil sie die Banden lockerte. Die Bibelherrschaft ist trotz Allem nicht so drückend wie das Priesterregiment, weil in der Bibel die Vielgestaltigkeit eine größere ist und neben dem alttestamentlichen Gesetz des Zwanges auch das Gesetz der Freiheit im neuen Bunde dort verkündet wird. Und dann: ist die Gottesherrschaft in Zürich auch in der Zwinglischen Form für immer zerbrochen, der Gedanke aus ihr soll und darf nicht vergessen werden, gerade in der Zeit, da Staat und Kirche sich, sei es friedlich, sei es feindlich, trennen wollen: daß die Obrigkeit eine sittliche Größe ist und damit sittliche Aufgaben und sittliche Pflichten übernimmt. Die Trennung von Staat und Kirche oder auch nur die Verselbständigung des Staates von religiöser Bevormundung darf nicht zur Entfesselung staatlicher Willkür und bürgerlichen Egoismus' führen, vielmehr wird der freie Staat seine Freiheit gerade in sittlicher Gebundenheit betätigen, deren Wurzeln letztlich im Christentum liegen, mag man auch lieber von Humanität als vom Christentum sprechen; wahre Humanität ist ohne einen starken christlichen Einschlag gar nicht denkbar. So angesehen hat Zwinglis christlich bestimmtes Zürcherisches Staatswesen auch der Gegenwart noch etwas zu sagen; sie kann aus der Vergangenheit Anregung zur sittlichen Staatspflicht empfangen.

Die Kirche aber — das springt sofort in die Augen Jedem, der hier das Einst und Jetzt kennt — hat bis zur Stunde treu das Zwingli-Erbe bewahrt. Die Umgestaltungen in den äußeren Formen des Gottesdienstes im Laufe der Jahrhunderte sind gering gewesen. Und wenn die Kirche mit vollem Rechte immer tiefer im Volke wurzeln will, wenn sie auf weiteste Kreise wirken will und im geistigen Leben des Volkes gehört zu werden beansprucht, so ist diese Schaffung der Volkskirche Zwingli zu verdanken. Hier liegt das höhere Recht seines Kampfes gegen die Wiedertäufer. Mag die Form verfehlt erscheinen, in der Sache hatte er Recht, er hat die Volkskirche gerettet vor der Sekte, dem Konventikel. Gemeinden der Heiligen wollten die Täufer bilden, kleine Kreise sogenannter Erweckter und mit ihnen sich völlig abschließen von der Welt, so wie wir das heute in etwas gemilderter Form bei den Gemeinschaftschristen finden; da sollte ein Christ kein obrigkeitliches Amt bekleiden, er sollte nicht den Eid leisten zu obrigkeitlicher Pflicht, er sollte die Waffe nicht tragen im Dienste des Vaterlandes, kurz, das Band zwischen Christentum und Kultur sollte gänzlich zerschnitten sein. Gewiß, in einem hohen Respekt abfordernden sittlichen Ernste, weil sie sich gebunden fühlten durch das Bibelwort und die älteste Christengemeinde in Jerusalem ganz und gar bis in die äußere Form hinein wiederherstellen wollten, haben die Wiedertäufer gehandelt; sie haben Fragen aufgeworfen, die in den sozialen Kämpfen der Gegenwart noch ihr Recht fordern — ich erinnere an die Besitzgemeinschaft oder den Kriegsdienst des Christen —, an die das kirchliche Durchschnittschristentum nicht dachte: Zwingli aber gereicht es zur hohen Ehre, als jene Kreise in Zürich auftauchten, sie ernst genommen, ja gerungen zu haben um eine Antwort auf jene Fragen. Und mich dünkt, die Antwort, die er fand, mag man im Einzelnen daran dieses oder jenes bemängeln, war im Grunde richtig: die Kirche muß in der Welt mitten darin stehen, ohne doch von der Welt zu sein, sie muß sie durchsäuern und durchsetzen mit ihren Kräften, so muß sie selbst ein Stück Kultur werden und darf sich nicht vornehm von der Kultur absondern, sie riskiert sonst, ohne Wirkungskraft, in den Winkel gedrängt zu werden. Und jene Wiederherstellung der Urgemeinde zu Jerusalem, die doch niemals eine vollkommene sein kann, weil die Zeit nicht stille steht und sich nicht zurückschrauben läßt, hat Zwingli ganz richtig als eine falsche Gesetzlichkeit verurteilt. Die Wiedertäufer hatten ganz Recht: die älteste Christenheit hat die Kindertaufe nicht gekannt, aber Zwingli besaß darum doch ein höheres Recht, wenn er sie trotzdem wünschte als einen Akt der Einweihung des Kindleins in den Kreis der christlichen Gemeinschaft, als ein Bekenntnis der Eltern zum Christentum und eine Verpflichtung zur christlichen Erziehung. Darum auch hat Zwingli die Verzeichnung der Kinder im besonderen Taufbuche gewünscht, ihm verdanken unsere Pfarrämter die Taufregister.

Aber die christliche Gemeinschaft, die innere Verbundenheit der Christen untereinander, leidet sie nicht durch die Volkskirche? Das Gemeinschaftschristentum unserer Tage rühmt sich gerne an Liebestätigkeit, sozialem Sinn und Zusammengehörigkeitsgefühl der Volkskirche überlegen zu sein; Ursache dazu mag auch vorhanden sein, aber doch nur weil und sofern unsere Kirche es am rechten Zwingli-Geiste fehlen läßt. Die Kirche, die Zwingli teils schaffen wollte, teils wirklich geschaffen hat, sollte eine brüderliche Gemeinschaft sein und ist es zum guten Teil auch

gewesen. Was heute nur erst in leisen, schüchternen Vorschlägen sich hervorwagt, der Gedanke einer gesamtschweizerischen Kirchengemeinschaft bei Wahrung aller kantonalen Selbstständigkeit lag deutlich den Bestrebungen Zwinglis zu Grunde, vom Mittelpunkte, Zürich, als der Musterkirche aus das Kirchenwesen langsam vorzuschieben und, wie er zu sagen liebte, andere schweizerische Kirchen, auch über den Züricher Kanton hinaus „gleichförmig zu machen". Dem Zusammenhalte aber innerhalb der Kantonalkirchen dienten die Synoden, die ein strammes Regiment über die Pfarrer und Gemeinden ausübten. So ist das kirchliche Gemeinschaftsgefühl damals eher größer gewesen als heute, und jedenfalls stecken hier in Zwinglis Werk noch Lebenskräfte.

Die Fürsorge für die Armen aber hat an der Wiege der Reformation gestanden. Die Schöpfung einer Armenordnung gehört zu den ersten reformatorischen Maßnahmen in Zürich. Und ein gesunder Geist durchweht sie, der neue Geist, der im Gegensatz zum kirchlichen Mittelalter, das in bequemer Ausnutzung des Wortes „Arme habt Ihr allezeit bei euch" aus der Armenpflege einen egoistischen Sport zum Erwerbe von Verdiensten für der eigenen Seele Seligkeit gemacht hatte und darum trotz großer Wohltätigkeitspflege im letzten Grunde an der Beseitigung der Armut nicht arbeitete und auch nicht arbeiten wollte, der Armenpflege das Ziel einer Erziehung zur Arbeit stellte und sie damit zum Hülfsmittel für die Ueberführung in bessere gesellschaftliche Verhältnisse machte. Das hieß die Wohltätigkeit versittlichen. Gewiß war städtische Kommunalpolitik hier mit gutem Beispiele vorangegangen, aber es bedurfte doch für Zürich des Willens einer Persönlichkeit, um das anderweitig Geschehene hier praktisch zu machen. Von selbst ist es nicht geschehen, daß bei Aufhebung der Klöster und Eingehen der Pfründen das Kirchengut den Armen und Kranken zu gute kam; von selbst haben sich die Volksküchen auf dem Predigerplatz, in denen aus großen Kesseln die Hungernden gespeist wurden, nicht etabliert; was hier geschah, sind sittlich-soziale Taten gewesen, und Ulrich Zwingli hat sie vollbracht. Ganz gewiß haben die wirtschaftlichen Umwälzungen der sozialen Frage der Gegenwart eine ganz neue Gestalt gegeben, Fragen sind aufgetaucht, die das sechszehnte Jahrhundert noch nicht kannte; aber sollte der Geist, in dem Zwingli die soziale Frage seiner Zeit löste, für die Gegenwart tot sein? Er hat gesagt: ein besonderes Gelübde des Gehorsams, wie es die Mönche in den Klöstern leisten, sei unnötig, da es des Christen selbstverständliche Pflicht sei, daß einer dem andern in Gehorsam verbunden sei. Die Erkenntnis einer diesen Fragen gegenüber vorliegenden Verpflichtung des Christen ist die Grundvoraussetzung jeder christlichen Sozialpolitik. Diese Verpflichtung aber hat Zwingli lebhaft empfunden und ausgesprochen.

Wenn die christliche Gemeinde ihres religiösen Besitzes sich neu vergewissert und sich ihre sittlichen Aufgaben in Selbstbesinnung stellt, so kommt sie zum Gottesdienste zusammen, und neben der Predigt, ja mehr noch als diese ist der Dolmetscher ihrer Gefühle das religiöse Lied. Brauche ich hier Zwingli noch besonders zu nennen? Der Freund der Musik, dessen Fertigkeit im Spielen der mannigfachsten Instrumente Bewunderung erregte, ist wie Luther auch religiöser Dichter gewesen und hat wundervoll das Wort zu meistern verstanden im Dienste der Frömmigkeit. Wie die Tragödie eines Menschenschicksals ist Zwinglis Pestlied von 1519 komponiert, ein Drama in drei Akten: im Anfang der Krankheit, inmitten der Krankheit, in der Besserung. Ergreifend ist der Anfang: „Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not!" Erschütternd wirkt die Steigerung der Krankheit bis zu dem Höhepunkt: „Nun ist es um, mein Zung ist stumm, mag sprechen nit ein Wort." Und endlich der jubelnde Durchbruch: „Gsund, Herr Gott, gsund! Ich mein, ich ker schon widrumb her." Oder das Kappeler Lied: „Herr nun heb den Wagen selb!" — beide Lieder sind ganz bestimmten geschichtlichen Situationen entsprungen und dennoch überzeitlich, sie wirken heute nicht minder als damals, da sie gedichtet wurden; gerade das aber beweist ihre dichterische Kunst und ihre religiöse Kraft.

Sind aber die Lieder der Ausdruck von Zwinglis Religion und wirken sie noch heute, so ist damit schon gesagt, daß auch der Glaube Zwinglis seine Bedeutung noch nicht erschöpft hat. Die gewaltigen Spuren, die das Luthertum und der Calvinismus in der Geschichte hinterlassen haben, kann der Zwinglianismus als Glaubensanschauung nicht aufweisen, nicht einmal in der deutschen Schweiz, wo er durch Bullinger umgeformt wurde zu einer Vereinbarung mit den Calvinismus. Aber es wäre doch gänzlich verfehlt, damit den Zwinglianismus auf die Stufe der Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Im Gegenteil, ich glaube, daß gerade dem Zwinglischen Glauben eine erhöhte Bedeutung im religiösen Leben der Gegenwart zukommen wird. Oft gehört ist das Wort: von den drei Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin sei Zwingli der modernste. Und das ist im Grunde richtig. Freilich ist es nicht leicht zu bestimmen und führt in die schwersten Fragen der Reformationsgeschichte hinein. Hier will ich nur daran erinnern, daß Zwingli durch die Schule des großen Gelehrten Erasmus von Rotterdam hindurchgegangen ist, der in Basel wirkte und dessen Bücher und Briefe im Kreise seiner Jünger wie neue Offenbarungen begrüßt wurden. Von da aus hat Zwingli ein ganz anderes Verständnis und eine ganz andere Achtung vor der Arbeit der Vernunft und Wissenschaft gewonnen, als sie Luther z. B. je besessen hat. Als er zu „Einsiedeln im finstern Walde" saß, hat er mit dem Freundeskreise in Basel eine förmliche Buchpost eingeführt; ein Graubündner hat die Bücherpakete von Basel über Zürich hinüber auf die Einsiedler Höhe spediert. Noch heute bewahrt das Zwingli-Museum und die Kantonsbibliothek Zürich manches Stück aus der ältesten Bibliothek unseres Reformators, und Striche im Texte oder Bemerkungen am Rande beweisen, daß er sorgfältig gelesen hat. Als Erasmus von Rotterdam den Theologen die erste gedruckte Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes schenkte, hat Zwingli, wohl weil ihm das ganze Werk zu teuer war, sich den Text der Briefe des Apostels Paulus abgeschrieben als Handexemplar für den täglichen Gebrauch. Viel stärker als Luther hat er die Erklärung der Bibel nach wissenschaftlichem Maßstabe getrieben, darum hat er auch so manche treffende kritische Bemerkung gemacht, die noch heute die Probe besteht. Ja, während für Luther diese ganze gelehrte philologische Arbeit nur Handwerkszeug war, das man wegwarf, sobald es irgend anging, ist sie für Zwingli ein Teil seiner Weltanschauung, seines Glaubens geworden. Jene Wissenschaft erprobte ihre Kraft damals vor allen Dingen im Verständnis des griechischen Altertums, sie gab die griechischen Dichter und Denker neu heraus, und damit wurde deren Welt wieder lebendig, sie wurde verstanden, geachtet, ja, geliebt; man hat geschwärmt in griechischen Gedanken, man wäre am liebsten selbst wieder ein Grieche geworden, und da das nicht gut anging, gab man sich wenigstens griechische Namen. Jedenfalls vergaß man ganz, daß man in den Griechen ein Stück Heidenwelt vor sich hatte, mit der von Rechts wegen der Christ nichts zu tun haben durfte, waren doch die Heiden wie die Juden nach dem Worte des Apostels „allzumal Sünder" und verdammt, weil in Christus allein das Heil erschienen sei. Luther hat hier stets wie der Apostel Paulus gedacht und die Heidenwelt als dunkle Nacht geschaut, in die nur hie und da dank besonderer göttlicher Gnade ein Lichtstrahl hineinfiel. Anders Zwingli. Er hat die griechische und römische Gedankenwelt gewertet; er benutzt sie oft und gerne für seine Schriften und bringt es nicht übers Herz, die Männer, die so Edles, Wahres und Schönes zu sagen wußten, bloß um der Theorie der Lehre willen in die Hölle zu versetzen; er läßt die Edelsten unter ihnen, einen Sokrates an der Spitze, teilnehmen an der himmlischen Seligkeit. Und hier stimmen wir Zwingli freudig bei. Je gewaltiger unsere geschichtliche Erkenntnis geworden ist, je verschlungener die Pfade der Vorbereitung des Christentums in der Welt, desto klarer wird es uns: die scharfe Trennung des Christentums vom Heidentum ist nicht mehr möglich, und wer im Christentum ein Walten Gottes erblickt, der muß es auch im Heidentum sehen, einen gewaltigen gottgeleiteten geschichtlichen Entwicklungsprozeß. So entspricht es dem Zwinglischen Begriffe von der göttlichen Vorsehung. Wir wollen nicht weiter verfolgen, wie in Zwinglis Gedanken, z. B. in

seinen Vorstellungen von Gott, manches Erbstück aus dem Altertum enthalten ist, um so energischer aber wollen wir uns zu Zwingli bekennen in dem Bewußtsein von der Notwendigkeit und dem Rechte wissenschaftlicher Arbeit im Christentum und an ihm. Ohne die geht es nicht.

Freilich, die Religion geht nicht im Wissen auf. Zu einer Selbstvergötterung der Wissenschaft und Vernunft hat Zwingli nie angeleitet; er hat sie benutzt, um sich selbst und Anderen gegenüber klar zu werden über den evangelischen Glauben, aber dieser Glaube selbst war doch etwas Anderes, eine lebendige Kraft und eine innere Erfahrung, die ließ sich nicht in Worte fassen, die mußte man erleben, die mußte man spüren, aber die konnte man nicht demonstrieren. Das wäre in Zwinglis Sinne eine Befleckung des Göttlichen mit Menschenwitz gewesen; der Glaube ist ihm ein göttliches Gnadengeschenk, Gott aber ist Geist. Keiner der Reformatoren hat so scharf wie Zwingli die Geistigkeit des Glaubens betont, und keiner hat so peinlich wie er sich bemüht, diese Geistigkeit zu wahren. An Luthers Abendmahlslehre ist ihm das so anstößig gewesen, daß hier dem Glauben zugemutet wurde, sich an etwas Sinnliches, die Gegenwart Christi in Brot und Wein, zu klammern; ihm stand als „unzerbrechlicher Diamant" fest: „das Fleisch ist kein nütze" d. h. der Glaube muß auf der Höhe der reinen Geistigkeit bleiben. Der Größere von den Beiden, die 1529 zu Marburg auf dem Schlosse einander gegenüber standen, ist darum auch Zwingli gewesen und nicht Luther. Heute kämpfen wir keine Abendmahlsstreitigkeiten mehr, aber der religiösen Kämpfe sind damit nicht weniger geworden, eher noch mehr; den Zwinglischen Grundsatz aber, dem Glauben nichts zuzumuten, was aus dem Bereiche des Geistigen herausfällt, sollten wir dankbar als den unsrigen annehmen; er wird dann davor bewahren, Menschengedanken zu Gottesgedanken zu machen. Er wird reinigend, klärend, vereinfachend wirken; mit ihm hat Zwingli z. B. das ganze äußerliche Tun und Treiben des katholischen Gebetslebens in Seelenmessen, Rosenkranzbeten und dergleichen niedergeworfen und dem Gebete die reine geistige Gestalt zurückgegeben eines Redens mit Gott: Geist zu Geist!

So durfte dem Vergänglichen an Zwingli, das wir nicht beschönigt haben, ein energisches „Dennoch" auf dem Fuße folgen. Dennoch lebt er und hat seine Bedeutung für unsere Tage. Es sind ja nur einige wenige Punkte, die wir hervorhoben; je mehr man sucht, desto mehr wird man finden, und Jeder wird etwas Besonderes finden. Gerade das aber ist das Zeichen eines wahrhaft großen Mannes, nach den verschiedensten Seiten hin Förderung zu geben: ein Mensch ist um so größer, je mehr die Nachwelt für ihr Wollen und Handeln bei ihm anknüpfen kann. Sein vergänglich Teil hat jeder Mensch, es fragt sich nur, ob neben und über dem Vergänglichen noch ein unvergänglich Teil steht, und wie groß es ist. Bei Ulrich Zwingli hat es eine seltene Höhe erreicht. Er gehört zu den Heroen, den geistesmächtigen Führern des Schweizer-Volkes, ja, darüber hinaus zu den großen Geistern der Menschheit. Vollebenbürtig kann er den Platz neben Luther und Calvin beanspruchen. Gewiß, es gibt Punkte, in denen der Eine wie der Andere ihm überlegen ist. Aber man sollte überhaupt nicht kleinlich die drei Reformatoren an einander messen, das erinnert an Eifersüchteleien der Kinderstube; nein, danken wir Gott, daß er uns alle drei Reformatoren geschenkt hat, und danken wir ihm in Zürich besonders für unseren Zwingli. Er ist damals in der gewaltigen Zeitenwende der rechte Mann am rechten Ort gewesen. Man muß nur die ganze Persönlichkeit auf sich wirken lassen, wie er vor uns steht, das Schwert in der Rechten und die Bibel in der Linken, den Blick gerade aus, vorwärts gerichtet, getragen von einer glühenden Begeisterung für das Vaterland, fürs Schweizerland, für die evangelische Religion! Das reißt doch immer wieder mit, weckt und entzündet neue Begeisterung. So wie damals der wagemutige, freidenkende Landgraf Philipp von Hessen sich von dem Züricher Prediger begeistern ließ und nun zwischen den Beiden eine Korrespondenz anhub, die zu den schönsten Freundeskorrespondenzen gehört, die wir kennen, immer zarter und inniger werdend — „lieber Meister Ulrich" schreibt der Fürst, und der Eidgenosse ruft ihm zu: „halt an, frommer Ackermann, halt an, es hat kein Not" — so sollte auch die protestantische Gegenwart treu zu Ulrich Zwingli stehen. Jene Stimmen, die nach seinem Tode von seiner Unvergänglichkeit sprachen, haben doch Recht gehabt: er lebt noch und ist nicht tot! was dahin sank, es ist im letzten Grunde doch nur Form gewesen: „die Form kann man zerbrechen, die Liebe nimmermehr." Aber es sollte nicht eine Liebe sein, die auf den Gassen lärmt und glaubt, den Reformator dann genügend zu ehren, wenn sie Feste ihm zu Ehren feiert, nein, das rechte Reformationsfest ist ein solches, das aus der Vergegenwärtigung dessen, was Zwingli uns gegeben hat, den Antrieb empfängt, in seinem Sinn und Geiste zu wirken, der der Sinn und Geist Jesu Christi war.

Zwei Zwingli-Worte mögen bezeugen, daß eine solche Feier gut Zwinglisch ist. Das eine lautet: „Die Studien müssen ihre Frucht in Menschen beglückenden Taten erweisen." Und das andere: „Ein Christ sein ist nit schwätzen von Christo, sondern wandeln, wie er gewandelt hat." Walther Köhler

---

Autorität und Autonomie

Friedrich Wilhelm Foerster und Johannes Müller

1. Wahre und falsche Autorität; 2. Foerster; 3. Müller; 4. Die Religion des Kreuzes als die Religion des sittlichen Sozialismus; 5. Müller und Foerster; 6. Das Gesetz der Autonomie als das Gesetz der Autorität.

1. Wahre und falsche Autorität

Aller Glaube in evangelischem Sinne ist getragen von dem Grundgefühl, daß das Lebensziel des Menschen nur in der Versöhnung und persönlichen Einigung mit dem schöpferischen Willen Gottes als dem Ursprung und Ziel alles natürlichen und geistigen Lebens zu finden sei. Diese Einigung wird, wieder in evangelischem Verständnis, nicht in einzelner kultischer Handlung oder in mystischem Einzelerlebnis erreicht, sondern wird verwirklicht lediglich in persönlicher Willenshingabe. Die Kraft des Glaubens ist identisch mit der Kraft der Heiligung. Diese wieder mit der Kraft des Gewissens, das nicht duldet, daß das natürliche Seelenleben mit seiner Selbstsucht und Unreinheit seinen eigenen Weg gehe neben den geistigen Lebensregungen. Der Geist soll vielmehr jede natürliche Lebensregung im Keime befruchten und sie also, ehe sie zur Aeußerung kommt, vergeistigen und verklären. Hierdurch erhält jede Lebensäußerung selbst etwas Schöpferisches, Ursprüngliches; sie verliert die ungute Schärfe und Härte, die allem bloß Subjektiven anhaftet, und mit dem Charakter des allgemein Menschlichen, Universalen, den sie jetzt trägt, erhält sie den Stempel der Wahrheit und der Liebe.

Das sittliche Sollen wird von jedem normalen Menschen als Forderung empfunden, tatsächlich aber mit weitgehendem Mißtrauen, d. h. Unglauben aufgenommen. Das Herz, der sprudelnde Quellpunkt alles Lebens — sofern nämlich alles Leben zunächst etwas rein Subjektives ist — will sich nicht fassen und weisen lassen vom Geist, überläßt sich blind seinen Trieben und verwüstet oder versumpft weithin den Boden des Lebens statt ihn zu befruchten. Der Geist, statt sich seines Berufes als Höhe- und Richtungspunkt des Lebens zu erinnern, wird der gehorsame Diener der natürlichen Selbstsucht und schafft für sie entsprechende Kultur, Moral und Religion. Höchstens daß er sich in Form philosophischer und ästhetischer Weltanschauung einen Sonderbereich schafft, der aber gegenüber den natürlichen Gewalten der gemeinen Wirklichkeit völlig ohnmächtig bleibt. Vielmehr setzt das Herz, das in Wirklichkeit dem Geist den Stuhl vor die Türe gestellt hat, nun dem Betrug noch die Krone auf, indem es dessen Leistungen in Wissenschaft, Kunst, Technik usw. vergöttert. Dies geschah nicht bloß im antiken Heidentum; überall im modernen Intellektualismus und Aesthetizismus, nicht zuletzt im moralischen Aufputz der Politik, ist dem Herzen der Trick gelungen dem Geiste zu schmeicheln, statt sich seiner Führung unbedingt hinzugeben. Damit ist der Geist seiner Absolutheit (Heiligkeit) entkleidet, das Herz hat sich

seines Meisters erwehrt, der ihm fürder nur noch als machtloser Schatten in Gestalt des bösen Gewissens folgt.

Diesem Tatbestand gegenüber setzt die sittlich-religiöse Autorität ein mit der im Namen Gottes erhobenen Forderung, daß Herz und Geist im gottgebundenen Gewissen jedes Menschen geeinigt sein müssen. Beim gemeinen Menschen ist nach aller Erfahrung lediglich die Not die Bahnbrecherin für diesen Gedanken, und zwar erst, wenn sie Sünden- und Seelennot geworden ist und also selbsttätige Umkehr unmöglich erscheint. Von dieser Masse der Verlorenen heben sich die Gottesmänner ab, denen von Anfang an die gemeine Not über die eigene ging, und die also auf Gott geworfen im Glauben die Kraft fanden, jene Einigung von Herz und Geist im Gewissen zu vollziehen, zunächst im eigenen Leben, sodann aber durch persönliches Opfer für ihre Mit- und Nachwelt. Ihr Glaube wirkt als stärkster Anstoß und Antrieb, zugleich auch als tatsächlich einzige Kraft zur Neugeburt des Menschen und der Menschheit. Wirkliche Autorität ist nur und hat nur, wer solche Kraft im Kampf gegen die feindliche Welt entwickelt und freigemacht hat.

Im vollen Sinn des Wortes ist mithin Autorität nur, wer sein ganzes Leben ohne Abzug diesem Berufe zum Opfer bringt. Es ist Jesus, der Christ. Aber auch Andere verdienen den Namen und die Autorität des Gottesmannes, soweit aus ihrem Leben jenes Opfer für Gott und die Menschheit hervorleuchtet.

Da es nur den allerwenigsten Menschen vergönnt ist, ihre Glaubenskraft in persönlicher Berührung mit solcher wahrhaftiger, wirklich lebendiger Autorität zu entzünden, so schließt sich die religiöse Gemeinschaft als Kirche zusammen mit dem ausgesprochenen Zweck, die Wirksamkeit ihres Meisters und seiner Zeugen in beständig lebendigem Flusse zu erhalten. Die Autorität der Kirche geht mithin so weit, als sie die genannte sittlich-religiöse Autorität lebendig wirksam zu erhalten und fortgehend echtes Glaubensleben, vor allem aber wieder lebendiges Opfer in der Nachfolge des Meisters zu erzeugen imstande ist. Alle kirchliche Einrichtung, Lehre usw. muß an diesem ihrem letzten Maßstab gemessen werden. Erhebt eine Kirche ihre Tradition zum Prinzip, so macht sie ihren eigenen Bestand zum Selbstzweck gegenüber und entgegen dem Dienst, den sie ihrem Herrn zu leisten vorgibt.

Das Autoritätsprinzip besteht hienach zu vollem Recht, soweit es sich in lebendiger Fühlung mit dem Leben hält und mithin Veränderungen in Weltanschauung und sozialem Leben fortgehend berücksichtigt. Dagegen wird das Traditionsprinzip zur direkten Schädigung der Autorität, sofern es sie nur in einer zeitlich bedingten Gestalt statt nach ihrem ewigen Gehalt und ihrer fortwirkenden Gewalt zu vertreten weiß. Denn dann steht das Zeitliche offenkundig der Wirkung des Ewigen im Wege.

Die Bildung einer sittlichen, religiösen, auch kirchlichen Tradition zieht ihre innere Berechtigung aus der Tatsache, daß jedes Leben der Völker wie ihrer Berührung mit wahrer Autorität in bestimmten Bahnen von Sitten und Recht, Weltanschauung und Kunst verlief und daß es also galt, dieses vorhandene Leben, das nicht einfach wegzudekretieren ist, mit dem aus jener Berührung und Einwirkung geschöpften neuen Geist zu durchdringen, es dadurch möglichst tief von innen heraus zu erneuern. Das Resultat solcher Durchdringung ist das kirchliche Dogma und die kirchliche Sitte. Aber mit beiden hat die ewige Wahrheit nur eine Zeitehe geschlossen; eine Erneuerung von Weltanschauung und sozialem Leben verlangt also auch eine neue Durchdringung mit der ewigen Wahrheit, eine abermalige Erneuerung aus ihrem Geiste. Das soziale Zeitalter verlangt eine andere Kirche als das agrarisch-patriarchalische. Es ist nun aber die Sünde des Katholizismus (in römischer oder protestantischer Form), zeitlich bedingte Formen der Wahrheitsverkündigung und christlichen Sitte für ewige auszugeben — eine Sünde, die sie mit dem Verlust auch innerlich berechtigter Autorität büßen muß. Hinzukommt aber die andere Sünde, die noch schlimmer ist: das bloße Annehmen dieser Tradition in Lehre und Sitte schon mit dem Namen des „Glaubens“ zu belegen und so den lebendigen Autoritätsglauben durch einen toten Traditionsglauben zu ersetzen. Der Protestantismus hat seinen Ursprung aus dem Protest gegen diesen „Glauben“ genommen.

Von den namhaften religiösen Schriftstellern der heutigen Zeit haben zwei zu unserer Frage nachdrücklich begründete Stellung genommen, Johannes Müller und Friedrich Wilhelm Foerster.

Die Kritik, die der Erstere dem Autoritätsglauben („Religion“ und „Frömmigkeit“) angedeihen läßt, trifft indeß in Wirklichkeit nur den Traditionsglauben, der eben gerade nicht lebendiger Glaube ist, sondern nur ererbte Meinung und Lebensgewöhnung, überkommene Weltanschauung und Lebensauffassung.

Der Zweite, Foerster, hat den Autoritätsglauben in seinem Recht einwandsfrei begründet: der Glaube des Schwachen entzündet sich nur am Glauben des Starken. Aber durch Einführung des Traditionsprinzips hat er der eigenen Sache schwersten Schaden zugefügt. Foerster verwechselt hier Religion und Pietät. Da unsere herkömmliche Frömmigkeit allerdings meist nichts Anderes ist, so besteht die indirekte Kritik Johannes Müllers, der diese Verwechslung mit Foerster teilt, hier völlig zu Recht. Verständlich wird die Stellungnahme Beider, wenn wir bedenken, einmal daß Foerster immer als Pädagoge schreibt: Pietät ist und bleibt die Brücke zur Religion; sie ist die Schale, in der Religion wächst. Für Foerster bleibt aber auch die Kirche noch wesentlich pädagogische Anstalt; er glaubt nicht an ein religiöses Mündig-werden der Masse der Einzelnen, die ihm immer als Vereinzelte gelten. Deshalb muß bei ihm die Autorität in der Tradition eingewickelt bleiben. Hiermit wird er doch nur sehr bedingt Recht behalten. Denn er kommt damit in bedenkliche Nähe der katholischen Doppelsünde.

In Johannes Müller vernehmen wir die viva vox des Mystikers, dem der Autoritätsglaube von Hause aus etwas Minderwertiges ist, die Tradition aber etwas direkt Verdächtiges, sofern sie dem ursprünglichen, lebendigen Glauben geradezu im Wege steht; der also am liebsten beide wegschieben möchte, aber ehrlich genug ist, die tatsächliche Schwäche der Menschen anzuerkennen. Immerhin ist seine optimistische Redeweise von dem ursprünglichen Genius in jedem Menschen nur ebenso bedingt wahr wie die gegenteilige pessimistische Foersters. Ihre Ueberschwenglichkeit lehnen wir ab, ihre Tröstlichkeit wird bleiben. Wenn er aber jenen Fehler zugibt, der bei ihm eigentlich nur ein Fehler des sprachlichen Ausdrucks ist, nämlich den der Verwechslung von „Religion und Frömmigkeit“ mit Pietät im antik und mittelalterlich römischen Sinn — den er also mit Foerster teilt, nur daß dieser seine Kraft daraus zieht, während Müller darin seinen größten Feind erblickt — und wenn ihm also Religion und Frömmigkeit identisch werden mit dem Glauben und dem Gottvertrauen, ohne die das natürliche Mißtrauen des Herzens gegen den Geist nun einmal nicht überwunden wird, so wird er dem Protestantismus als Vorkämpfer gegen romanisierende Surrogatwirtschaft, die auch auf protestantischem Boden wahrhaftig stark genug ist, wie gegen das moderne „Fertig“sein mit Religion und Glauben gleich willkommen sein. Schafft er doch, wie kaum ein Anderer, heute lebendige, gegenwärtige Autorität an Stelle von toter vergangener.

Daß Müller es nicht lassen kann, gelegentlich den kirchlichen Protestantismus schlecht zu machen, ohne auch nur ein Wort zu seinem besseren Verständnis zu sagen, ist wohl Etwas, was ihm seiner ganzen Natur nach nahe liegen muß, was er aber, da nun einmal Autonomie nur auf dem Boden des Protestantismus möglich ist, doch nicht tun kann, ohne sich selbst und seiner Sache zu schaden. Oder ist es ihm wirklich ernst damit, der von ihm selbst beanspruchten Weltanschauungslosigkeit auch noch die Geschichtslosigkeit hinzuzufügen? Das dürfte den Bogen des modernen autonomen Individualismus*) doch am

*) Daß wir in Johannes Müller nicht bloß den Vertreter dieser Richtung sehen, sondern wesentlich mehr, wird sich aus dem Folgenden ergeben (s. übrigens Nr. 17 Sp. 396 v. J.). Und weiter, daß wir mit Müllers Kritik aller bisherigen Religion im Zentralpunkt völlig einig sind, nämlich in der Kritik des Geistes, der zu schwach ist um Seele zu werden und deshalb nach irgend einer Richtung ausbricht, werden die Sachkundigen schon gemerkt haben.

Ende überspannen. Sie scheinen uns bei ihm auch alle beide nicht so ganz echt zu sein.

Es verlohnt sich wohl diesen Gedanken noch weiter nachzugehen. Denn erstens ist die Charakteristik der beiden genannten Männer mit dem Gesagten noch nicht erschöpft, und zweitens ergibt sich, wenn wir dem angefangenen Gedankenzuge folgen, eine für das Verständnis der Beiden höchst bezeichnende, tief einschneidende Tatsache; nämlich daß der oben gekennzeichnete wohl kaum anfechtbare Sachverhalt vom Wesen des Autoritätsglaubens von keinem der Beiden wirklich verstanden, geschweige denn in seinem ganzen Schwergewicht gewürdigt worden ist. Das bedeutet aber nicht mehr und nicht weniger, als daß diese beiden originellen Vertreter eines modernen Christusglaubens den Mittelpunkt des geschichtlichen Christentums überhaupt nicht erreicht haben. Denn als solchen dürfen wir doch wohl die Stellung zum Lebenswerk und Kreuze Christi bezeichnen, im Hinblick auf die Wirkung, die wir ihm auf Herz und Gewissen jedes Einzelnen zuschreiben. Die Tatsache, daß dem keiner von Beiden gerecht wird, ist offenkundig; die Frage ist nur die, woher bei Jedem diese Einseitigkeit kommt. Ohne unserer Untersuchung vorzugreifen, dürfen wir es wohl aussprechen: Foerster wird zum Vertreter der kirchlichen Tradition, weil bei ihm von Anfang an das Subjekt der Religion und des Glaubens im Grunde nicht der Einzelne, sondern die religiöse Gemeinschaft ist. Vom Einzelnen denkt er zu pessimistisch, um ihm die volle Erfassung der tieferen Lebenswahrheit zuzutrauen. Optimist bleibt er gegenüber der religiösen Gemeinschaft und ihren berufenen Trägern. Umgekehrt geht Müller von dem unbegrenzten Glauben an die ursprüngliche Kraft und Bestimmung jeder Menschenseele aus. Gewiß kennt er auch die Macht der Sünde, die das Göttliche im Menschen zuschüttet, ja er durchschaut sie wie kaum ein Anderer heute in ihrer Wirkung auf die Einzelseele. Was er aber nicht durchschaut, das ist der soziale Charakter ihrer Macht, dieser Bann, der sich auf die Masse legt und der durch nichts Anderes als durch das Opfer des Unschuldigen (d. i. des Berufenen) gelöst wird.

Es leuchtet aber ein, daß diese Schranke der beiden Großen ein Hindernis ihrer Wirkung darstellt. Für Foerster ist sie geradezu ein Verhängnis: sähe er den Nerv des geschichtlichen Christentums im persönlichen Opfer, so wäre er von aller hierarchischen Katholizität mit einem Schlage frei. Bei Beiden aber ist diese Schranke die reine Ironie; liegt doch gerade die eminente erzieherische Kraft, die von ihnen ausgeht, die religiöse wie die sittliche, eben in der Befähigung zum Opfer im täglichen Leben. Wenn es nun aber nur eine Schranke der Theorie, des Gesichtsfelds, nicht des Wesens ist, so ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die folgenden Ausführungen dazu helfen solche wegzuschaffen, für ihre ungerechten Kritiker und voreingenommenen Leser zunächst und zumeist, dann aber auch für die Beteiligten selbst.

2. Friedrich Wilhelm Foerster

Foerster übt mit Meisterschaft die Kunst, die wir nach allem Bisherigen als die zugleich pädagogische und seelsorgerisch-religiöse ansehen müssen, nämlich die, dem Zögling, sei er nun alt oder jung, das Gewissen ins Herz hineinzuschieben. Er hilft ihm in allen Lebenslagen das Richtige treffen. Wir finden es auch ganz konsequent, wenn er die sittliche Gemeinschaft als die Macht bezeichnet, die ihren Gliedern diesen Dienst tun muß. Er ist deshalb, wie kaum ein Anderer in der Gegenwart, dazu berufen und berechtigt, die Religion der Gemeinschaft, deren Funktion er selbst so trefflich übt, als die Religion der Autorität und Pietät zu vertreten. Er kennt diese beiden Mächte als die einzigen Gewalten, die imstande sind, den gemeinen Menschen aus der Bindung und Verstrickung des engen alltäglichen Einzellebens herauszuheben und ihn in eine reinere Atmosphäre zu versetzen. Aber wie kann er, der Mann, dem wir doch gewiß ein hohes Maß innerer Freiheit und Selbständigkeit zutrauen, diese beiden durchaus persönlich sittlich bedingten Mächte so ausschließlich an eine unpersönliche Anstalt binden, wie das die katholische Kirche im Grunde ist und immer bleiben muß? Er sucht nach einem Boden, auf dem die in der heutigen Welt heimatlos gewordenen Gefühle der Ehrfurcht und des unbedingten Gehorsams wieder Wurzel schlagen könnten. Als solcher stellt sich ihm die katholische Kirche dar, und er stattet sie nun selbsttätig mit allen den Eigenschaften aus, die er braucht, um in ihr den festen Halt und Grund zu finden, den die Religion der Ehrfurcht verlangt. Aber hierbei hat Foerster wirklich Eins vergessen; wenn die katholische Kirche die wahrhaftige Erbin des Opfers Christi und aller seiner Zeugen ist, dann muß sie fortgehend imstande sein, jenes Opfer nicht bloß kultisch, sondern wenn nötig auch faktisch zu wiederholen. Christus ist im Dienst der **Wahrheit** und der Liebe gestorben. Als aber dieser Kirche angesonnen wurde, zur schlichten evangelischen Wahrheit zurückzukehren und alte Praxis als Irrtum abzutun, hat sie dieses Opfer zu leisten sich außerstande gezeigt und hat seitdem regelmäßig vorgezogen, den Schein der absoluten Autorität aufrecht zu erhalten, statt sich fortgehende Autorität durch fortgehenden Dienst der Wahrheit zu sichern. So ist das Urteil nicht zu hart: die katholische Kirche lebt von einem Opfer, das sie im entscheidenden Punkt selbst nicht mehr aufbringt. Sie hat damit für alle Mündiggewordenen das Recht auf Autorität verwirkt. Warum verschließt sich Foerster solcher geschichtlichen Einsicht? Fühlt er nicht, daß in einer Anstalt, die sich selbst für unfehlbar proklamiert, das Unpersönliche endgültig gesiegt hat über den ursprünglichen geistig seelischen Kern? Will er einen wirklichen Idealkatholizismus, dann muß er mit Rom brechen. Und das könnte er auch. **Für ihn** handelt es sich doch wahrhaftig nicht um Konservierung der hierarchischen Macht, sondern lediglich um Wahrung des geistig-sittlichen, des eigentlich göttlichen Erbes, das als lebendiger Same aus der Vergangenheit — für die Menschheit so unersetzlich wie für den Bauern die lebendige Saatfrucht — hinübergerettet werden muß in die Zukunft, hinüber über den Abgrund der Gegenwart, in der alle Zeit die Mächte der Selbstsucht und der Unwahrheit das große Wort zu führen suchen und darinnen allerdings immer wieder jener Same in seiner Lebenskraft erstickt zu werden droht. Aber soviel sollte doch Foerster aus der Geschichte gelernt haben, daß die hierarchische Einkapselung schlechterdings keine Gewähr bietet dafür, daß jener Same nicht in menschlicher Gemeinheit erstickt; soviel muß auch er doch jener Tat des deutschen Mönchs zugeben, daß sie erst das göttliche Feuer der abendländischen Christenheit wiedergegeben hat, nachdem Rom sie darum hat betrügen wollen. Es handelt sich **für uns** doch nicht um eine Selbstaufgabe, eine Selbstwegwerfung der Kirche, wohl aber um eine letzte, gründliche Abwerfung des Scheines, als wäre sie sich selber letzter Lebenszweck, als gälte ihr der eigene Bestand höher als der Bestand der Wahrheit, die in allen Zeiten die selbe ist und die doch jeden Tag mit neuer Kraft errungen, mit neuen Opfern bezahlt sein will. Eben der Bestand der Hierarchie ist ja die größte Versuchung für die, welche die Wahrheit als fertiges Erbe in Säcke fassen möchten, und denen dann in geistigen und religiösen Dingen Falschmünzerei keine Sünde zu sein scheint, weil es die Masse ja nicht merkt.

Wer solchermaßen zu innerer sittlicher Freiheit zu führen versteht, wie Foerster es vermag, der kann sich auch solcher Einsicht nicht verschließen. Das Grundgefühl, von dem er ausgeht und von dem all seine pädagogische Arbeit wie seine sozial-kirchliche Reflexion getragen ist, ist ja das allerrichtigste: der Einzelne hat von sich aus niemals die Kraft eigenen Gewissens aufzuweisen, die ihn nötigte seines Herzens Wunsch der geistigen Einsicht zu opfern; selbst die Gottesmänner wären als Vereinzelte niemals zu ihrer vollen Gewissenskraft gekommen, erst der Gegensatz gegen die falsche Richtung der Gemeinschaft hat sie in ihnen ganz geweckt und zur Vollreife gebracht; für die ganz überwiegende Masse der Menschen aber muß das Gewissen der Gemeinschaft, die ihre Glieder ins Licht der Wahrheit zu ziehen vermag, stellvertretend einwirken. Das Sozialgewissen muß das Individualgewissen wecken, anfeuern, stärken. Diese Wahrheit darf ein Foerster dem heutigen Geschlecht wohl ins Gewissen schreiben. Allein dafür, daß dies Sozialgewissen der Christenheit nicht mißleitet werde, gibt es keine andere Zuversicht, als die Hoffnung auf die 5. Mose 18, 15 und Joh.

16, 13 ausgesprochene Verheißung. Hierarchische Instanzen haben in der Bibel nirgends solche Vollmacht erhalten. Somit führen Foersters Gedanken folgerichtig nicht nach Rom, sondern zu dem evangelischen Grundsatz steter Selbstreinigung, der nicht bloß für den Einzelnen, sondern auch für die Kirche gilt. Damit stehen wir an der Schwelle der eigenen Kirche und vor ihren unmittelbaren Gegenwartsfragen.

Reinhold Planck

Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland

Die russische Kirche erlebt gegenwärtig eine recht bewegte Zeit. Die Frühlingstürme, die über das ganze Land dahingebraust sind, haben auch im kirchlichen Leben ihre Spuren zurückgelassen. Das Eis ist gebrochen und in Gang gekommen. Es stockt, freilich, noch hier und da. Aber der Strom ist nicht mehr aufzuhalten.

1

Will man das Wichtigste obenan stellen, so ist das der Kirchentag. Sobór, sagt der Russe. Von diesem Sobor hängt nun die ganze Zukunft der Kirche ab. Es ist ganz merkwürdig zu beobachten: mit welcher Teilnahme der Gedanke aufgenommen wurde. Es fingen Gebeine an, sich zu beleben, die von Jedermann längst tot geglaubt wurden. Das ist keine schlechte Vorbedeutung. Wenn nur der Kirchentag selbst erst einmal da wäre. Eigentlich könnte er seine Arbeit schon längst getan haben und wieder vorüber, und ein zweiter bald wieder an der Reihe sein. Aber die leitenden Stellen versichern immer von neuem: der „geeignete Zeitpunkt" sei noch nicht gekommen. Uebrigens verdient die ganze Geschichte dieses Kirchentags, weiter bekannt zu werden.

Weihnachten 1904 war ein kaiserlicher Erlaß erschienen, der eine „Vervollkommnung der Staatsordnung" in Aussicht stellte. Daraufhin war Anfang 1905 ein Ausschuß gebildet worden, der seine Vorschläge ausarbeiten sollte. Dabei konnte man nun die Kirche allein nicht übergehen. Graf Witte, der den Vorsitz führte, hatte seinen Standpunkt in seiner „Meinung über die gegenwärtige Lage der orthodoxen Kirche" auseinandergesetzt. Metropolit Antonius hatte seinerseits von den Professoren der geistlichen Akademie die „wünschenswerten Umgestaltungen" in den kirchlichen Verhältnissen genauer bestimmen lassen. Beide waren sich im wesentlichen darin einig: daß der Kirche nicht anders aufgeholfen werden könne, als indem man ihr gibt, was ihr gebührt: das Recht der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Dagegen lehnte sich aber der alte Pobedonoszew mit aller Entschiedenheit auf. Er sah alsbald alte Gespenster umherschleichen, die ihm die Allgewalt des Staats, d. h. des Selbstherrschers, zu bedrohen schienen. Nicht ohne Schuld mögen dabei die Vorschläge des Metropoliten gewesen sein, die recht bedenkliche Bestimmungen enthielten. Bestimmungen, die, wenn sie in die Wirklichkeit umgesetzt würden, die gesamte Staatsverwaltung, hohe und niedere, an die Geistlichkeit ausliefern müßten. Solche, wie überhaupt jede andern Neuerungen waren nach seiner, Pobedonoszews, Meinung für den Staat eine große Gefahr. Die war von Peter dem Großen seinerzeit glücklich beseitigt worden, durch eine völlige Entmündigung der Kirche. Dabei sollte es bleiben. Jedenfalls war der große „Fortschrittler" nicht gewillt, einen solchen verhängnisvollen Schritt hinter Peter den Großen zurück mitzumachen. Er setzte es darum durch, daß die ganze Sache dem „heiligsten Synod" übergeben wurde. Hier lag sie — das wußte Pobedonoszew — in guten Händen.

Unterdessen geschah manches Unerwartete. Es erschien das Oktobermanifest. Und kurz vor Weihnachten 1905 ließ der Kaiser die drei Metropoliten zu sich bescheiden und erklärte ihnen: die Neugestaltung der Kirche sei die dringendste Sache von der Welt. In seiner Verfügung vom dritten Weihnachtstag ermächtigte er sie dann, den Kirchentag zu jedem beliebigen Zeitpunkt anzuberaumen. Es bildete sich wieder ein besondrer Ausschuß aus allen möglichen Menschen, die zum größten Teil ebenso gut auch etwas Andres hätten tun können. Sie ließen sich darum doch ihre Mühe sauer werden. Das Ergebnis davon wurde dann der Allgemeinheit vorgelegt, in 4 Bänden auf 3000 eng gedruckten Seiten. Aber in einer solchen guten Ordnung, daß kein Mensch daraus klug werden konnte.

Nun war soweit alles fertig. Der Kirchentag hätte also getrost kommen können. Allein inzwischen war doch wieder ein volles Jahr verflossen. Und die vom Ausschuß gleich zu Anfang ausgearbeitete Wahlordnung war somit auch schon wieder veraltet. Obwohl sie wirklich schon einfach genug war. Darnach sollte der Kirchentag eine Versammlung der Bischöfe sein, in deren Macht einzig alle Entscheidungen liegen. Die Vertreter der Priester und Gemeinden dürfen auch mit dabei sein, wenn sie wollen. Sie dürfen auch einmal mit ihrem guten Rat herausrücken, wenn sie einen solchen in Vorrat haben. Mehr aber auch nicht. Ihre Wahl kommt so zustande: daß die drei Wahlkörper der Gemeinden, Priester und Pröpste je drei weltliche und geistliche Vertreter wählen, von denen dann die Bischöfe je einen bestätigen. Was will man noch weiter? Trotzdem sollte dies Wahlverfahren bereits wieder veraltet sein. Es mußte darum umgearbeitet und den neuen Verhältnissen angepaßt werden.

Es bildete sich also ein neuer Ausschuß, der sich seiner Arbeit aufs gewissenhafteste entledigte. Wie dies neue Wahlgesetz im Einzelnen aussieht, ist nicht recht herauszubekommen. Jedenfalls muß es schon darnach sein, wenn man sich damit noch nicht einmal vor die dritte Duma gewagt hat. Zum Kirchentag aber kam es nun erst recht nicht. Denn erfinderische Köpfe hatten schon wieder eine ganz überraschende Entdeckung gemacht. Sie bemerkten ganz richtig: daß der Kirchentag eigentlich doch nur die Krönung des gesamten Kirchenbaus ist, der zu seiner Grundlage die Einzelgemeinde hat. Daraus ergab sich ihnen dann ganz von selbst: daß man zuallererst eben diese Einzelgemeinde umgestalten und ausbauen müsse, bevor man an den Kirchentag denken könne. Um aber eine lebensfähige Einzelgemeinde zu erhalten, bedürfe es eines tüchtigen Priesterstands, der wieder ohne eine tüchtige, gute Schule nicht zu haben sei usw. Das alles ergab einen recht erwünschten Stoff für die Gesetzgebungsmaschine, die sich sofort in Bewegung setzte. Wir werden das noch weiter unten sehen. Bis man dann nach fünfjähriger fieberhafter Tätigkeit wieder glücklich beim Kirchentag angelangt war. Nun aber stellte sich wieder heraus: daß die vom ersten Ausschuß ausgearbeiteten Vorschläge der Uebersichtlichkeit ermangelten und in einzelnen Punkten eines gegenseitigen Ausgleichs und überhaupt einer Anpassung an die neuen Verhältnisse bedurften. Zu diesem Zweck bildete sich wieder ein neuer Ausschuß, der nun schon seit Frühjahr 1912 ununterbrochen tagt und bis zur Einberufung des Kirchentags ununterbrochen weiter tagen wird.

So steht also die Sache heute. Angesteckt von dem allgemeinen Freiheitsdrang, hatte die Hierarchie damals selbst die Losung ausgegeben, um den schweren Druck der Oberprokuratur abzuschütteln. Die Regierung, ratlos und verwirrt wie sie war, kam dem bereitwillig entgegen, um sich wenigstens diese starke Stütze zu sichern. Herr der Lage geworden, hätte sie gern wieder zurückgenommen, was sie sich in schwachen Augenblicken hatte abringen lassen. Weil das aber nicht mehr gut ging, griff sie zu allen möglichen Verlegenheitsmitteln, die Entscheidung möglichst hinauszuschieben. Die Hierarchie wiederum hatte sich inzwischen ebenfalls eines Bessern besonnen. Sie merkte zu ihrem Schrecken, daß sie mit dem Kirchentag Geister heraufbeschwören würde, die sich nicht wieder bannen lassen und ihr selber am gefährlichsten werden können. So kam sie wieder den Wünschen der Regierung entgegen. Mit ihrem ständigen Ausschuß scheint diese nun glücklich am Ende zu sein. Was muß sie jetzt unternehmen? Will sie alles null und nichtig machen, so kann sie noch mal was Wunderliches erleben. Sie scheint das auch zu ahnen. Was sie aber kann, das ist: den Kirchentag zu einem möglichst „brauchbaren" Werkzeug machen. Welches zum guten Teil auch bereits geschehen ist.

Nach allem diesem ist es nur begreiflich, daß sich der Menschen allmählich eine verzweifelte Stimmung bemächtigt:

„wird befohlen, — gibts einen Kirchentag; wird nicht befohlen, — gehts auch ohne ihn“. Diese Stimmung macht sich bis tief in die Reihen der Geistlichen hinein bemerkbar. Das ist sehr schade. Denn darauf rechnen grade Regierung und Hierarchie. Sie haben dann, wenns zum Treffen kommt, nur um so leichteres Spiel. Sie erhalten um so sichrer ihren Kirchentag und lassen durch diesen alles Nötige so erledigen, daß die ganze Entwicklung auf ein Jahrzehnt hinaus hintangehalten wird. Jedenfalls darf man aber auch vom besten Kirchentag nicht zuviel auf einmal erwarten. Denn der Nöte sind so viele, und die Schwierigkeiten sind so groß, daß für ein ganzes Menschenalter gesorgt ist. Wir werden gleich sehen, was es da alles zu tun und zu schaffen gibt.

2

Mit Obigem im Zusammenhang steht die Wiederherstellung des Patriarchats. Der Kirchentag hat aufgehört zu sein zusammen mit dem Patriarchat. Bei Wiedererstehung des erstern erinnert man sich darum auch des letztern. Daß aber eine große Begeistrung dafür zu merken sei, kann man nicht sagen. Die Frage ist auch von untergeordneter Bedeutung. Ein orthodoxer Patriarch ist kein römischer Papst. Das Patriarchat ist eine Frage der Zweckmäßigkeit und des Schönheitsgefühls. Wäre es seinerzeit nicht aufgehoben worden, so hätte sich im Laufe der Zeit seine Machtfülle gewaltig steigern können. Günstig genug dafür waren nach Peter dem Großen Zeit und Umstände. Und wer weiß: ob Rußland dabei nicht besser gefahren wäre. Heute wird der Patriarch nicht mehr in die Versuchung kommen, nach weltlicher Macht zu greifen. Der Unterschied zwischen dem zukünftigen Patriarchen und dem heutigen Metropoliten von Petersburg wird so groß nicht sein. Der Metropolit von Petersburg gilt bereits für den „ersten Hierarchen“ des Reichs. Der Patriarch wird nur den höhern Titel haben und von etwas größerm Prunk umgeben sein. Der Metropolit von Petersburg hat neben dem Oberprokuror den größten Einfluß im heiligsten Synod. Er muß sich allerdings in den Vorsitz im Synod mit den andern Bischöfen teilen. Der Patriarch wird den Vorsitz für sich allein haben. Er wird das anerkannte Haupt der ganzen Kirche sein. Im übrigen wird man sorgen, daß seine Machtbefugnisse nicht zu weit gehen. Er wird darin nicht weniger eingeschränkt sein, als auch der Patriarch von Konstantinopel. Einen so selbstherrlichen Selbstherrscher, wie Nikon es war, würde heute die Kirche nicht mehr ertragen. Um so weniger kann von irgend welcher Gefahr die Rede sein, die in dem Patriarchat für den Staat erstehen würde. Die Gefahren, von denen die Staatsgewalt träumt, sind etwas ganz Andres. Und hierin liegt eben die besondre Bedeutung, die das Patriarchat für die russische Kirche augenblicklich haben würde.

3

Nämlich, für die Herstellung eines würdigeren Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. So, wie es seit zweihundert Jahren her bestanden hat, kanns nicht mehr weiter bestehen. Weil es das denkbar Schmachvollste ist für die Kirche. Die russische Kirche will es immer nicht als Zäsaropapismus bezeichnet wissen. Sie mag vielleicht recht haben. Denn es ist noch um manches schlimmer, als das, was man sich unter diesem schönen Namen vorstellt. Auch der Zäsaropapismus schließt ein Wachstum der Kirche, eine Entfaltung ihrer Kräfte nicht aus. So kümmerlich das alles auch sein mag. Während das, was wir in der russischen Kirche unter der Herrschaft des „heiligsten Synods“ beobachten, einfach ein langsames Absterben der Kirche ist. Die Ursache dafür liegt nicht so sehr in der Kirche selber, als eben im „heiligsten Synod“. Man fühlt sich schon arg genug befremdet durch die „allerverrückteste, allerspaßigste und allerbetrunkenste Versammlung“ Peters des Großen, womit er die Kirche samt ihren Einrichtungen so grimmig und gräßlich verspottet hat. Was will das aber besagen gegen die Mißhandlung und Verhöhnung, die der Kirche seit zwei Jahrhunderten fortwährend widerfährt? Noch bis vor achtzig, neunzig Jahren gehörte es zur vornehmsten Pflicht des „heiligsten Synods“, daß seine Glieder bei allen höfischen Festen und Festlichkeiten vollzählig zu erscheinen und von Anfang bis zu Ende auszuhalten hatten. Als nun einmal ein Metropolit, der zufällig ein Mann von Charakter war, sich das nicht gefallen lassen wollte, wurde er zuerst mit Versetzung bestraft und dann überhaupt mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt. Ist das nicht ein gräßlicher Hohn? Beleuchtet das nicht blitzartig die Lage der Kirche? Man sage auch nicht: das sei ein einzigartiger Fall. Es hat noch Besseres gegeben. Ein Erzbischof hatte einmal ein Büchlein herausgebracht, das den Namen „Stein des Glaubens“ trug, eine Abwehr gegen den Protestantismus sein sollte und im übrigen von dem bekannten Jaworskij herrührte. Die orthodoxe Kirche muß sich doch gegen andre Bekenntnisse verteidigen dürfen? Der Unglückselige aber wurde für sein Unterfangen ausgepeitscht, gefoltert und ins Gefängnis gesteckt! Man sage doch nicht: das sei wieder nur ein einzelner Fall. Ein seliger Oberprokuror war ein offenkundiger Gottesleugner, der selber auch gar kein Hehl daraus machte. Der soll nun gegen die übrigen Mitglieder des „heiligsten Synods“ eine Sprache geführt haben, die nicht von jedem Schriftgericht durchgelassen wird. Seine Aufgabe aber soll er ganz eigenartig verstanden haben. Er soll allen theologischen Werken, die gegen den Unglauben kämpften, die Druckerlaubnis nach Möglichkeit verweigert haben. Man sage doch nicht: das sei ein vereinzelter Fall. Dann weiß man eben nicht: wozu so ein Oberprokuror sich nicht alles für berufen halten kann. Man sage auch nicht: das könne heut nicht mehr vorkommen. Vielleicht. Aber ähnliche Liebhabereien wären auch heut noch gut möglich. Wenn man will, noch Besseres.

Da ist der bekannte Mönch Heliodor. Ein ganz überspannter Mensch! Der entfaltete in Zarizün eine recht bedenkliche Tätigkeit. Er eiferte und hetzte gegen „Juden und Ungläubige“. Veranstaltete ganze Schauspiele, indem er, z. B., Strohpuppen als Sinnbilder des Unglaubens öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Und noch verschiedene andere tolle Dinge dazu. Seine Anhängerschaft unter den Zarizüner Kosaken und „Echtrussen“ wuchs begreiflicherweise von Tag zu Tag. Seine Haltung wurde immer bedrohlicher. Der Gouverneur von Saratow war machtlos dagegen. Er wurde zuletzt persönlich in Petersburg vorstellig, im Synod, beim Ministerpräsidenten und beim Kaiser selber. Mit dem Erfolg: daß der Synod den Mönch in aller Freundschaft warnen wollte, ganz außeramtlich, und daß er selbst nach Samara versetzt wurde. Aber nicht der Mönch, sondern er selbst, der Gouverneur. Schließlich wurde aber die Sache dem Synod doch bedenklich, und er beschloß, den blutjungen Mönch zum Klosterabt aufrücken zu lassen und ihn nach Tula zu überführen. Der gute Mönch wollte aber nichts davon wissen und ging ganz einfach nicht. Vom Ministerium wurde ein hoher Beamter auf die Beine gebracht und vom Synod ein alter Bischof geschickt, den Widerspenstigen zu überreden. Der Mönch ließ diesen aber sitzen und fuhr ihm in Nacht und Nebel davon. Leider hatte man seinen Eisenbahnwagen unterwegs unversehens umkoppeln lassen, und so stand er in der Früh wieder vorm Bischof und mußte nun gehorchen. Zwei Monate drauf brannte er ihm wieder durch nach Zarizün. Und der Synod sah sich genötigt, den Mönch in Zarizün zu lassen. Darauf veranstaltete Heliodor mit seinen Anhängern eine großartige Wallfahrt. Wohin er auch kam, überall verlangte er, daß ihn die Geistlichkeit mit dem Bischof an der Spitze feierlich empfangen sollte. Bei seinen Umzügen in den Städten verübte er samt seinen Gläubigen den gröbsten Unfug, machte Ueberfälle auf die „Intelligenz“ und mißhandelte die „Zeitungschreiber“, kurz er setzte die ganze Gegend in Aufruhr. Zum Teil unter Beistand der Sicherheitsbehörden. Nun wurde man in Petersburg ganz ratlos. Zuletzt verstand es doch der Oberprokuror durchzusetzen, daß der Mönch samt seinem Schutzherrn, dem Saratower Bischof, Hermogen, nach Petersburg befohlen wurde. Mit Müh und Not gelang es dann hier, der Beiden Herr zu werden. Wobei es aber ohne Widersetzlichkeit wieder nicht abging. Sie wanderten in irgend ein Kloster. Und demnächst taucht der Mönch von neuem auf und fängt sein Geschäft von neuem an.

Und anderseits wieder. In Permj sollte eine Priester-

versammlung stattfinden, zu der auch die Kirchenältesten eingeladen waren. Die Tagesordnung war rechtzeitig in der bischöflichen Zeitschrift veröffentlicht worden. Die Menschen waren von weither zusammengekommen. Die Versammlung konnte beginnen. Da läßt sie aber der Gouverneur schließen. Man soll nämlich vergessen haben, um eine besondere Erlaubnis für die Kirchenältesten nachzusuchen. Und das sei mit Hinsicht auf den „verstärkten Schutz" notwendig gewesen. Ehrfurcht muß, freilich, sein. Aber nicht vor Kirche und kirchlichen Veranstaltungen.

In Woronesch gibts einen Priester, der zum Unglück mehr Rückgrat besitzt als dem Landvogt genehm ist. Der hat sich darum das Mißfallen des Gewaltigen zugezogen. Dieser ließ nun alle Ränke spielen, um das „widerspenstige Väterchen" zu zähmen. Er holte sich zuletzt noch den Rittmeister der Gendarmerieabteilung zu Hilfe. Und der Ausgang der Sache kann nicht mehr zweifelhaft sein. Ein andrer Priester wurde vom Gouverneur verleumdet. Seine Unschuld wurde zwar erwiesen. Dennoch wurde er nach dem „Bärenwinkel" versetzt. In diesem Ton könnte man noch eine Strecke weiterfahren.

Man weiß sich aber auch der unbequemen Bischöfe und Metropoliten zu entledigen, wie seinerzeit z. B. der beiden bedeutenden Philarets. Der nicht lang erst verstorbene Dechant Janüschew, ein ganz hervorragender Mann, konnte so lange nicht in den Synod kommen, als Pobedonoszew am Ruder war, trotzdem Janüschew Hofprediger und Beichtvater des Kaisers war! Hätte der Mann nicht das Unglück gehabt, Pobedonoszews Zeitgenosse zu sein, — er hätte seiner Kirche zu einem großen Segen werden können.

Zu allem möglichen Andern braucht man den Priester. Nur nicht zu dem, wozu er eigentlich da ist. Es gibt eifrige Priester, deren erste Beichtfrage lautet: Hast du auch deine Steuern richtig bezahlt? Der Priester ist verpflichtet, seine Gläubigen unter Androhung des Zornesgerichts Gottes anzuhalten, daß sie ihre Neugebornen impfen lassen. Und, um jedem Betrug zu begegnen, muß er dann die geimpften Kinder während des Gottesdienstes zur Schau ausstellen lassen. Für die Wahlen in die zweite Duma wurden an alle Geistlichen besondere Bestimmungen erlassen. Sie seien zur Nachahmung hier mitgeteilt. 1. Die Geistlichen haben dafür zu sorgen, daß möglichst viele von ihren Amtsbrüdern gewählt werden. 2. Sie haben besondre Wahlpredigten zu halten für die Männer der Regierung. 3. Sie haben alle Wahlversammlungen mit Gebet und entsprechender Belehrung zu eröffnen. 4. Und endlich haben sie die Gewählten in der Kirche, möglichst unter Beistand berühmter Heiligenbilder, feierlich zu verpflichten auf unverrückbare Treue gegen Selbstherrschertum und Orthodoxie.

Wie teuer dieser „Schutz" des Staats der Kirche zu stehen kommt, weiß nur sie allein. Besteht dies Verhältnis noch lange so weiter, so kostet es sie das letzte Leben. Hier Wandlung zu schaffen, ist keine leichte Sache. Das Uebel hat zu tiefe Wurzel geschlagen. Die Grundlage für das neue Rechtsverhältnis muß der Kirchentag schaffen. Es in die Wirklichkeit umzusetzen, liegt nicht in seiner Macht. Der Synod kann das auch nicht. Auch wenn der umgestaltete Synod noch „heiliger" sein sollte, als dieser. Wem soll denn von den Bischöfen so besonders viel daran liegen? Das ist eine Aufgabe, ganz für einen Patriarchen geschaffen. Als die Verkörperung der Einheit der gesamten Kirche, könnte er wohl den Willen dazu haben, dieser Kirche ihre Selbständigkeit und Würde und Achtung zu erkämpfen. Daneben würde es für ihn in der innern Verwaltung noch manche Aufgabe geben. Diese aber würde seine vornehmste sein und für lange Zeit bleiben. Damit würde er sich dann seinen Ehrenplatz für alle Zeiten verdient haben. Man kann, freilich, meinen: das alles müsse auch ohne einen Patriarchen zu machen sein. Wo anders ganz zweifellos. In Rußland aber, soweit meine Erfahrung reicht, nicht so leicht.

(wird fortgesetzt) K F

Verschiedenes

Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers von Hermann Burte. Fünfte Auflage. Leipzig, Gideon Karl Sarasin. 352 S. Gebunden 5 Mk.

Dem unterzeichneten Rezensenten kam folgende Besprechung in die Hand:

Allen, die ein echt deutsches Buch voll köstlicher Dichtung, furchtbarer Wahrheit und warnender Zukunftsdeutung lesen wollen, die im Schrifttum nicht nur Zerstreuung, sondern Läuterung und Erhebung suchen, sei die kürzlich erschienene Geschichte eines Heimatsuchers aufs allerdringendste empfohlen. Ein eigenartiges Buch voll urwüchsiger Kraft, dichterischer Kühnheit und überwältigender Größe. Das Buch eines Mannes für Männer, die die Not der Zeit erkannt haben und forschen und wägen, was und wie zu wagen, daß deutscher Geist wieder Einkehr halte in den mammonbeherrschten Gauen zwischen Rhein und Memel. Der drohende Untergang der Blonden, der Edelinge, die Versumpfung des Lebens in Genußsucht und Gleichmacherei, die Verelendung des germanischen Glaubens, alles dräuende, mahnende Zeichen: Umkehr tut not! Leset dieses Buch eines wahrhaft gottbegnadeten Dichters und Denkers, dies Buch, das euch zur Selbstbesinnung anspornt!

Daraufhin erstand ich das Buch, las es und sah mir die vorstehende Anzeige noch einmal an. Ich gebe ihr darin Recht, daß es „ein eigenartiges Buch" sei voll urwüchsiger Sprachkraft und dichterischer Kühnheit, inhaltlich aber leider nicht von „überwältigender Größe". Es sind feine Stellen in dem Buch, aber daß durchweg „deutscher Geist" in ihm herrsche, muß bestritten werden. Der „ewige Deutsche" soll als „reiner Krist" sich darstellen und so in die Ewigkeit hineinwachsen.

Aber wer ist der „reine Krist"? Wenn Wiltfeber, der Held, ein Beispiel dafür sein soll, dann wehe uns Deutschen! Er ist aus Widersprüchen zusammengesetzt. Mit Recht bekämpft der Ewige die Torheiten der Unkultur, an denen wir noch leiden: die Vorliebe für alles Fremdländische, für eine Talmi-Kunst; für die Eitelkeiten und Aufgeblasenheiten des Sportwesens u. A. Der „Blonde mit den eckigen Waden" entpuppt sich aber schließlich als der gewöhnlichste Epikuräer im übelsten Sinn. Der „reine Krist" empfiehlt am Schluß nichts weiter als: „Genieße und stirb!"

Das braucht den Deutschen von heute wahrlich nicht gepredigt zu werden. Der wachsende Wohlstand stärkt die Genußsucht gerade genug, um den Bestand unseres Volkstums zu unterwühlen. Der „reine Krist" scheint darauf aus zu sein, diesen Prozeß zu beschleunigen. Man lese, wie Wiltfeber mit den Frauen verkehrt. Sind das wirklich deutsche Frauen? Dann hat die Schamlosigkeit unter ihnen ihren Gipfel erreicht. Der „reine Krist" scheint dafür jedes Gefühl verloren zu haben. Auch die herbe Ursula von Brittloppen ergibt sich ihm schließlich. Welche Höhe der Auffassung des Weibes in der Germania des Tacitus! Dagegen im „Ewigen Deutschen"? Sind wir da nicht schrecklich heruntergekommen? Warum setzt der Verfasser mit seiner Kritik nicht hier ein statt sich an den Nichtigkeiten der Kranzverteilung zu reiben? Das Zementzeug der Friedhöfe ist arg, aber Wiltfebers „ewige Zeugung" ist viel ekelhafter und für den Bestand des Volkes viel gefährlicher! Ganz Deutschland wird nach ihm nichts weiter als ein großes Zeugungsinstitut. Der „reine Krist" watet in Schmutz und merkts noch nicht einmal, wie unrein er ist.

Ganz verfehlt ist auch die Schilderung des bäuerlichen Sozialismus, weil von vornherein innerlich unwahr. Da hätte der Verfasser ein besseres Beispiel suchen müssen innerhalb der industriellen Welt, um die Undurchführbarkeit sozialistischer Theorieen vor Augen zu führen.

Das Buch ist ein Gemisch von Edlem und Eklem, von Deutschem und Undeutschem, von Klarem und Trübem, von Natürlichem und Wunderlichem. Daß die Bernstein-Kette im Brande allein unversehrt blieb, dies Wunder muß man natürlich glauben. Schließlich bleibt an dem ewigen Deutschen nichts weiter als seine guten Nerven. Denn was er von Mitternacht zu Mitternacht erlebt und durchgemacht hat — wer machts ihm nach? Als ein Zeichen unklaren Ringens unserer Tage mag das Buch dereinst gewertet werden, wenn es nicht schon früher vergessen ist. Neun Jahre ist Wiltfeber fern von der Heimat gewesen. Hätte das Buch, das von ihm handelt, neun Jahre nach dem Rate des Horaz im Kasten gelegen, bevor es gedruckt ward — vielleicht hätte dann der „reine Krist" reine Freude auslösen können. So nicht. Nur die Ausländer werden sich an diesem vergänglichen Deutschen ergötzen. Wilhelm Rein

Auch eine Kirchenkonferenz zur Alkoholnot. In Nr. 6 ist an den Sätzen der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz zur Alkoholfrage Kritik geübt worden. Es mag diese Kritik vertiefen, wenn wir die Beschlüsse einer anderen, der Schweizerischen Reformierten Kirchenkonferenz, danebenstellen. Sie ist aus den Abgeordneten der sämtlichen evangelischen Kantonalkirchen und neuerdings auch der Diaspora zusammengesetzt. Auf Anregung des Zürcher Kirchenrats hielt am 18. Juni 1912 Herr Sutz ein Referat über die Alkoholnot als eine Volksnot und unterbreitete der Konferenz folgende, darnach von ihr gut geheißene Sätze:

1. Die Pfarrer und Kirchenpflegen werden eingeladen, der Alkoholfrage ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken. Ein eingehendes Studium dieser Frage, Belehrung des Volkes und der Jugend durch Predigt und Unterricht, ein warmer Appell an die Gewissen, vor allem das eigene Beispiel, werden nicht verfehlen, das Elend des Alkoholismus wirksam zu bekämpfen. Es empfiehlt sich ein Handbüchlein erstellen zu lassen, das namentlich für die Konfirmanden berechnet wäre.

2. Pfarrämter und kirchliche Behörden sollen die Abstinenzvereine durch Wort und Tat unterstützen. Namentlich ist es wünschbar, daß sich

die Pfarrer zum Zweck der Heilung von Trunksüchtigen mit den betreffenden Vereinen in Verbindung setzen und, wo sich Gelegenheit dazu bietet, mitarbeiten an der religiösen und sittlichen Stärkung der Gefährdeten wie der Geheilten.

3. Wenn gesetzgeberische Aufgaben im Wurf liegen, wie die Reform des Wirtschaftswesens, oder wenn aktuelle Vorkommnisse und Erscheinungen es wünschbar machen, ist der Alkoholismus und seine Bekämpfung auch auf die Traktandenliste der Synoden zu setzen.

4. Die Pfarrer sollen in den Schul- und Kirchenbehörden, wo sie Sitz und Stimme haben, Aufklärungsarbeit tun und namentlich in den Armenpflegen dahin wirken, daß trunksüchtigen Unterstützten die nötige Fürsorge zuteil wird.

Man vergleiche diese Sätze mit den Eisenachern. Wie viel praktischer und eingreifender sind sie! Der Hauptunterschied aber ist der, den ein Schweizer Freund richtig so formuliert: „Die Schweizer Resolution stärkt den Abstinenten den Rücken, während die Eisenacher Erklärung dem Abstinenten das Gefühl zurückläßt, er sei eigentlich doch nur geduldet und die Mäßigen stünden höher." Und damit überschreiten die Kirchenbehörden ihre Kompetenz.

In der schleswigholsteinischen Landeskirchlichen Rundschau Nr. 9 kritisiert Professor Leipoldt, Kiel, die Eisenacher Beschlüsse. Er sieht darin eine „Kampfansage an die Enthaltsamkeitsbewegung" und schließt: „Die Kirchenkonferenz diente dem Frieden und dem Fortschritt der Christenheit, wenn sie ihre Stellungnahme zur Enthaltsamkeitsbewegung änderte." Er wird einverstanden sein, wenn ich hinzufüge: im Sinne der schweizer Kirchenkonferenz. R

Kleine Mitteilungen. Nun will auch Dresden eine Universität haben. Wird sie vermutlich bekommen. Aus diesem Anlaß haben die Leipziger Neuesten Nachrichten eine Umfrage veranstaltet. Lamprecht hat als Erster geantwortet (in Nr. 91) und mit das Beste gesagt, was ich zu den neuen Universitätsgründungen bisher gelesen habe. Vielleicht bin ich bestochen durch sein Votum über die theologische Fakultät? Ich kann dazu nur sagen: Endlich! Endlich einmal ein Mann aus den Reihen der übrigen Wissenschaften, der gegenüber der blöden Absicht, in Frankfurt, Hamburg — und Dresden eine Universität ohne volle Berücksichtigung der Religionswissenschaft zu errichten, ein ernstes Wort findet. Ich habe gegen diese allmählich unverantwortliche Versäumnis unsrer „profanen" Kollegen Klage erhoben im soeben erscheinenden Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte. Lamprecht kommt dem entgegen, was ich dort verlange, und geht darüber hinaus, wenn er ausführt:

> Höchst charakteristisch für dieses kurzsichtig-ökonomische Wesen der neuen Universitäten ist das Fehlen der theologischen Fakultät in allen Fällen. Sollte man in den so opferbereiten Gründerkreisen dieser Universitäten ein wenig der Ueberzeugung leben, die Theologie sei eigentlich ein bißchen veraltet? Es wäre ein verwunderlicher Kurzblick! Hohe Kulturen können bei dem ausgesprochenen Individualismus der in ihnen lebenden Einzelpersonen, wenigstens der führenden Schichten, allerdings nicht unter einem System von Dogmen stehen, so wenig wie unter einem System ausgeklügelter, angeblich ewig vorhandener Moralbegriffe: dazu ist die Differenzierung des Lebens zu groß. Sie bedürfen vielmehr eines persönlichen Beispiels von unbedingter sittlicher und religiöser Höhe, von dem sie sich in jedem Falle ihres verwickelten Lebens mit Bestimmtheit sagen können: hier hätte mein Ideal so oder so gehandelt. Das ist die große Individualisierung der Religion, die im heutigen Europa mit dem Zeitalter der aufkommenden Neuzeit seit dem 14. und 15. Jahrhundert begonnen hat, und die uns schon ganz in ihren Anfängen die Imitatio Christi, die Regelung unseres Lebensganges nach dem Beispiel der Person Christi, brachte. Und in diesen Zusammenhängen ist es begründet, wenn alle großen Religionen hoher Kulturen Offenbarungsreligionen — Religionen großer stiftender Einzelpersonen — gewesen sind. Und nun will man so allgemeine Zusammenhänge, die für eine Zeit sittlichen Umschwungs wie die unsere doppelt gelten und dreifach wichtig sind, einfach leugnen, indem man die theologischen Fakultäten ignoriert?! Ich weiß wohl, was man sagen wird: diese Fakultäten entsprächen den Aufgaben keineswegs, die mit dem von mir gezeichneten Ideale gegeben seien. Gut: so modle man sie dahin um! Man hat das bei Gründung von neuen Universitäten ja in der Hand! Man begünstige die praktischen Fächer der Theologie, entwickele vor allem ihre sozial-hilfreiche Seite, wozu in den großen Städten tausendfach Gelegenheit gegeben ist; man sorge dafür, daß der erwachsenen Jugend studentischen Charakters, gleichviel welcher Fakultät, in Christus ein großes Lebensideal kräftig und allgemein vor Augen gestellt werde: man greife ein in die Forterhaltung von Kirche, Bekenntnis und Sittlichkeit. . .

So Lamprecht. Was soll man aber dazu sagen, daß sich die führenden Blätter unsrer heute in der Kirche herrschenden Richtungen um diese ganze Fakultätenfrage nicht kümmern? Wo blieb das Echo zu den Ausführungen Hunzingers und Bornemanns in Nr. 9? So wenig Gemeingeist ist da? Hat man denn Angst vor neuen theologischen Fakultäten und vor den „Eingriffen" ihrer Stifter? Heute, — inmitten so vieler „Sicherungen"?

Eine „**Liturgische Andacht** auf Himmelfahrt", desgleichen auf „Pfingsten" mit Geleitwort gibt soeben Friedrich Spitta bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen heraus. Je 12 Pfg., in Partien billiger. Die Nachricht wird, eben noch rechtzeitig, willkommen sein. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a S. Freitag 11. April 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der zeitgeschichtliche Hintergrund der Bergpredigt. Oberlehrer Wienbeck.

Nordhausen. Mittwoch 16. April 8 Uhr, Hoffnung: Probleme des Unsterblichkeitsglaubens. Lic Mulert.

Freunde freien Christentums

in Baden (Oberland), Elsaß und Schweiz

treffen sich Mittwoch den 16. April nachmittags 3½ Uhr in **Müllheim**, Bahnhofhotel Autenrieth. Vortrag von Pfarrer Maas, Laufen: „Welches ist die einzig berechtigte und heilsame Grundstimmung des religiösen Menschen?" Nichttheologen, auch Frauen, willkommen.

Versammlungskalender

10.—17.	April	Akademische Woche Schloß Mainberg
18.—22.	„	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
22.—23.	„	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
13.—15.	Mai	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
13.—15.	„	Deutscher Evangelischer Schulkongreß Kassel
13.—18.	„	Bund deutscher Bodenreformer Ferienkursus Berlin
18.—21.	„	Bund deutscher Jugendvereine Kiel
22.	„	Theologische Konferenz Gießen
24.	„	Konferenz für studentisches Wohnungswesen München
9.—12.	Juni	Internationale Abolitionistische Föderation Paris
11.—15.	„	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
18.—26.	Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—17.	„	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—19.	„	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
15.—19.	„	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg
2.—3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Tüchtige, zuverlässige, einfache Stütze für Dauerstelle gesucht. Familienanschluss. Frau Professor **Elsas, Marburg i. H.**

Gesucht für 1. Mai **zuverlässiges, arbeitsfreudiges junges Mädchen,** welches die einfache Küche versteht, etwas schneidern kann. Gutes Gehalt und Familienanschluß. Meldungen erbittet

Frau Oberstleutnant **Tellenbach, Mainz,** Schillerstr. 27

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Lugano **Schweiz** **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Venedig Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Probenummern der **Christlichen Welt** versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Religion und Geisteskultur

Zeitschrift zur Förderung der Religionsphilosophie und Religionspsychologie
Hrsg.: D. **Th. Steinmann**
VIII. Jahrg. 2. Heft
Soeben erschienen!

Söderblom, Prof. D. **N.:** Heilandtypen in der Religionsgeschichte.

v. Zastrow u. D. **Th. Steinmann,** Aussprache über die **„Geheimreligion der Gebildeten". II. Ueber den christlichen Glauben und die moderne Religionskrisis** von Dozent D. **Th. Steinmann.**

Wicksteed - Broicher: Religion der Zeitlichkeit und Ewigkeit.

C. Fabricius, Priv.-Doz.: Aus der rel.-gesch. Arbeit d. Gegenwart.

Das religiöse Moment in der neueren Lyrik von **K. Röttger** u. Anderes.

Jährlich 4 Hefte 6 M. Einzeln 2 M.

Ein 5 Bogen starkes Probeheft nach unserer Wahl für 50 ₰.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. Mk. 4.—, in Leder geb. Mk. 6.—

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 14. Januar bis März 1913 — Berlin 1912 — Dorfkirchentag in Berlin — Aus Ungarn (Schluß) — Verschiedenes: Kirchenregiment und moderne Theologie in Bayern; Religion und Schule; Reich Gottes und Krieg

Förster-Ostermeyer, „Villa Sanssouci" Christliches Haus, **Bad-Nauheim** (Bes. Pfarrtöchter). Schöne heizbare Zimmer mit elektrischem Licht. Nähe der Badehäuser und des Kurparkes. Zimmer ohne Pension Mk. 15—35; Zimmer mit Pension Mk. 6.50 bis 8.—. Aufmerksame Bedienung. Vorzügliche Referenzen. Vorherige rechtzeitige Anmeldung unter gefälliger Angabe eines Erkennungszeichens höflichst erbeten.

„Schertlinhaus" Burtenbach
b/Augsburg — Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

I. Höhere Mädchenschule: 6 Klassen, modern pädag. geleitet.
II. Haushaltungsschule: für Töchter gebild. Stände. Ausbildung in Haus, Küche und Garten praktisch u. theoretisch.

Gesunde Lage. Großer Park u. Garten. Spiel- u. Sportplätze. Auf Wunsch illustr. Prospekt und Referenzen.
Direktion **Ernst Zech, kgl. Pfarrer u. Frau Luise Zech-Mehl**

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen, in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Bureauarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1913. Prospekte und Auskunft durch die **Geschäftsstelle: Fräulein Rodenacker, Charlottenburg, Marchstraße 4/5.**

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

bringt in wertvollen und stets originalen Aufsätzen der hervorragendsten Politiker und Parlamentarier ein getreues Spiegelbild unserer politischen und sozialen Zeitströmungen. Der unterhaltende Teil der „Hilfe" bringt ausführliche, selbständige Würdigungen aller Vorgänge und Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur u. Kunst. Bezugspreis vierteljährlich 2.50 Mark. **Verlangen Sie** bitte unter Hinweis auf diese Ankündigung ein **kostenloses Monatsabonnement** vom

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe")
G. m. b. H. **Berlin-Schöneberg**

Bleyle's Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. Katalog M 6 gratis.
Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

In unserm Verlage sind erschienen:

Die Propheten

von

Gustav Pfannmüller
lic. theol.

Verfasser von „Jesus im Urteile der Jahrhunderte"

4. und 5. Band der

„Klassiker der Religion"

8°. 312 Seiten, **broschiert:** 3 Mark; **gebunden:** 3.50 Mark.

Zum Streit um die Religionspsychologie

von

Georg Wobbermin
Univ.-Professor

gr. 8°. 91 Seiten. 2 Mark.

Kirche und Religion in England

von

Hermann Goetz
lic. theol.

Verfasser lebte lange Jahre in England

8°. 60 Pfennig.

Berlin-Schöneberg Protestantischer Schriftenvertrieb
Eisenacherstraße 45 **G. m. b. H.**

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**
Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig
38. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 7. Norden, Agnostos Theos (Bousset). — Theis, Sumerisches im Alten Testament (Ungnad). — Klamroth, Die jüdischen Exulanten in Babylonien (Gunkel). — Lagrange, Évangile selon Saint Marc (R. A. Hoffmann). — Lanz-Liebenfels, Die lateinischen Bibelversionen (Jülicher). — Bill, Zur Erklärung und Textkritik des I. Buches Tertullians ‚Adversus Marcionem' (Hans v. Soden). — Monceaux, Histoire littéraire de l'Afrique chrétienne (Koch). — Bibliotheca hagiographica orientalis (Jaeger). — Petrus Alfonsi Disciplina Clericalis (Ficker) — Heidelberger, Kreuzzugsversuche um die Wende des 13. Jahrh. (Cartellieri). — Seppelt, Die Breslauer Diözesansynode vom Jahre 1446 (Jacobi). — Ecke, Schwenckfeld, Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation (W. Köhler). — Keller, Die staatsrechtliche Anerkennung der reformierten Kirche auf dem westfälischen Friedenskongreß (Katterfeld). — Grundemann, Der Monismus und die Bekämpfung desselben (Schwartzkopff). — Die Grenze des Uebersinnlichen (Ders.) — Lempp, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrh. (Troeltsch). — Wegener, Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrh. (Ders.) — Literatur zum Fall Traub von: Harnack, König, Pingoud, Moeller, Schiele, Traub, Kraemer, Dörries, Baumgarten und im Deutschen Geschichtskalender (Eger). — Hunzinger, Theologie und Kirche. — Referate: John, Ancient Assyria. — Marti, Kurzgefaßte Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache. — Barge, Aktenstücke zur Wittenberger Bewegung Anfang 1522. — Maier, Briefe von David Friedrich Strauß an L. Georgii. — Grape, Der ländliche Gottesdienst als Gemeindefeier. — Jäger, Am Brunnquell. — Rohrbach, Deutschland in China voran! — Wie ich meinen Glauben verlor! — Wichtige Rezensionen. — Neueste Literatur.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.